

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS

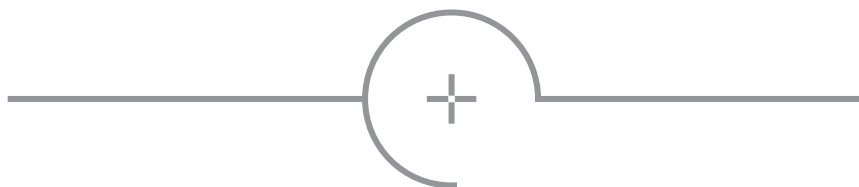




Entdecken Sie mehr auf
www.liturgische-konferenz.de

MIT KONFIRMANDINNEN UND KONFIRMANDEN GOTTESDIENST FEIERN

Eine Orientierungshilfe
der Liturgischen Konferenz



Im Auftrag der Liturgischen Konferenz
herausgegeben von Marcell Saß und Karlo Meyer

Gütersloher Verlagshaus

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2016 Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe
Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung
eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag
keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Druck und Bindung: Těšínská tiskárna, a.s., Český Těšín
Printed in Czech Republic
ISBN 978-3-579-06206-8

www.gtvh.de

Inhalt

Zum Geleit	7
Einleitung: Konfirmandinnen und Konfirmanden im Gottesdienst	11
1. Grundsätzliche Fragestellungen und Hintergründe	19
1.1 Gottesdienst, Kirche und Konfirmandenzeit	19
1.1.1 Was erwarten die Kirchen? Ein Blick in Ordnungen und Richtlinien	19
1.1.2 Wie handeln die Verantwortlichen vor Ort?	22
1.1.3 Was ist »Gottesdienst«? Und wer ist »Gemeinde«?	23
1.2 Konfirmandinnen, Konfirmanden und Gottesdienst	28
1.2.1 Jugendkulturen und Milieus: soziologische Perspektiven	29
1.2.2 Jugendliche Wahrnehmungen zum Gottesdienst: empirische Eindrücke	30
1.2.3 Erfolgsgeschichten	32
1.2.4 Spannungen gestalten	35
2. Würdigen – entwickeln – gestalten: ein Modell	39
3. Praktische Anregungen	49
3.1 Bausteine	50
3.1.1 Gottesdienst – Pflicht?	50
3.1.2 Ein »ungünstiges« Alter für den Gottesdienstbesuch?.....	52
3.1.3 Vernetzungen	53
3.1.4 Wo und wann feiern wir?	55
3.1.5 Wo (nur) zwei oder drei	57

3.1.6 »Ganz schön verschieden!«	58
3.1.7 Wo sitzen wir?	60
3.1.8 Wie reden wir?	62
3.1.9 Singen	64
3.1.10 Beteiligt sein	66
3.1.11 Die Eltern	70
3.1.12 Miteinander feiern	71
3.2 Gottesdienst(e) feiern	73
3.2.1 Die Chance der »kleineren Formen«	73
3.2.2 Eröffnung und Anrufung	76
3.2.3 Verkündigung und Bekenntnis	77
3.2.4 Abendmahl	78
3.2.5 Sendung und Segen	80
4. Anhang	85
4.1 Einige typische Konfirmandinnen und Konfirmanden	85
4.2 Literatur- und Materialliste (in Auswahl)	95
4.2.1 Arbeitshilfen	95
4.2.2 Empirische Studien	96
4.2.3 Monografien und Aufsätze	97
4.2.4 Rahmenrichtlinien der Landeskirchen	98
4.2.5 Die Kernlieder nach dem Evangelischen Gesangbuch	99
4.2.6 Zum Schluss: Checkliste	101
Mitglieder des Ausschusses Konfirmandengerechte Gottesdienstgestaltung	104

Zum Geleit

Konfirmandenarbeit und Gottesdienst – das ist ein Spannungsfeld, welches jede Mitarbeiterrunde und jeden Kirchenvorstand in angeregte oder auch erregte Diskussionen versetzt. Wie kann die volksskirchliche Sozialisation von Konfirmandinnen und Konfirmanden gelingen? Wie kommt es zu gemeinsamen Erfahrungen der verschiedenen Generationen und Milieus, die begeistern oder wenigstens überzeugen? Wie erspart man Jugendlichen und Verantwortlichen unnötige Enttäuschungen? Diese Fragen stehen – hoffentlich – in jeder Gemeinde Jahr für Jahr zur Debatte.

Im Jahr 2012 fand sich in der Liturgischen Konferenz eine Arbeitsgruppe zusammen, in der sich Liturgiker und Religionspädagogen gemeinsam um diese Fragen bemühten. Das Ergebnis ihrer dreijährigen Projektarbeit liegt mit diesem Band vor.

Die wichtigste These besteht in der Einsicht, dass die Alternative zwischen einer Heranführung an das agendarische Normalmaß oder einer Gottesdienstreform durch Konfirmandenarbeit produktiv überwunden werden sollte. Weder der Sonntagsgottesdienst noch erlebnisbezogene Formen in »Konfi-Camps« oder auf Freizeiten können die alleinige liturgiedidaktische Norm sein. Das Ergebnis der Projektgruppe ist darum eine Orientierungshilfe, die die Spannungsfelder mehrperspektivisch abschreitet und so zu eigenen Wahrnehmungen und Klärungen anregt. In der Tradition früherer Publikationen der LK sollen keine bloßen Ratschläge erteilt, sondern Impulse zur Wahrnehmung von jugendlichen Interessen, lebensgeschichtlichen Realitäten und ortsgemeindlichen Erwartungen gegeben werden.

Ich danke der Arbeitsgruppe unter Vorsitz von Marcell Saß (Marburg) sehr herzlich. Viel Zeit und Kraft haben Christiane Berthold-Scholz, Christian Binder (Geschäftsführung), Thomas Böhme, Adel David, Carsten Haeske, Christian Meier, Karlo Meyer, Claudia Rudolff,

Andrea Wauer-Höflich und Hans-Günther Waubke aufgewendet. Die Arbeit hat sich gelohnt und ich hoffe, dass die Orientierungshilfe für viele haupt- und ehrenamtlich Unterrichtende ebenso wie für Kirchenvorstände hilfreich sein wird.

Bonn, im März 2016

Michael Meyer-Blanck
Vorsitzender der Liturgischen Konferenz

Einleitung



Einleitung: Konfirmandinnen und Konfirmanden im Gottesdienst

Konfirmandinnen und Konfirmanden sind in den Kirchengemeinden ein wesentlicher Bestandteil der Gottesdienstgemeinde. Und das ist gut so! Junge Menschen feiern in der Konfirmandenzeit eine Vielzahl von Gottesdiensten – Gottesdienst, Konfirmandinnen und Konfirmanden gehören zusammen. Wie dies jedoch konkret vor Ort gestaltet werden kann und soll, ist bis heute Gegenstand kontroverser Debatten: Oftmals treten die Wünsche und Erwartungen der Haupt- und Ehrenamtlichen sowie deren Lebens- und Glaubenspraxis in Spannung zu den Haltungen, Erwartungen und Wünschen vieler Jugendlicher und zum Teil auch zu denen ihrer Familien.

Seit gut 50 Jahren hat sich konzeptionell der Konfirmanden-*Unterricht* zur *Arbeit mit* Konfirmandinnen und Konfirmanden bzw. zur Konfirmandenzeit transformiert; er ist damit (nicht nur begrifflich) abgerückt von einem reinen Lehrprogramm und herangerückt an die Jugendarbeit – die Frage der Gottesdienstteilnahme der Jugendlichen ist dabei unverändert virulent geblieben. Die Reformimpulse seit den 1960er Jahren, umfassende empirische Einsichten aus Jugendstudien, Milieustudien und aktuellen Untersuchungen zur Konfirmandenarbeit (W. Ilg, F. Schweitzer et al.)¹ zeigen: Jugendliche und Gottesdienst(e) zusammenzudenken, führt auf ein Gebiet, auf dem es um sehr grundsätzliche Fragen von Kirche und Gemeinde(n) geht. Überblickt man all die Impulse in der Fachliteratur,

1 Zu bemerken ist insgesamt auch eine gestiegene, konzeptionell anregende Aufmerksamkeit für die Wahrnehmung sehr unterschiedlicher konfessioneller Kontexte in den Bundesländern. Vgl. dazu auch H. Kessler; A. Döhnert 2002.

in den zahllosen Arbeitshilfen oder den Fortbildungsprogrammen der Landeskirchen, so gewinnt man den Eindruck, man wandle hier durchaus auf gefährlichem Terrain.

Auf der einen Seite sind all die bekannten Distanzen und Eindrücke der Jugendlichen in Hinblick auf den agendarischen Gottesdienst kaum konzeptionell bearbeitet, z.B.

- dass Jugendliche am Anfang der Konfirmandenzeit dem sonntäglichen Gottesdienst vergleichsweise offen gegenüberstehen, gegen Ende diese Neugier aber vielerorts größerer Distanz gewichen ist;
- dass die traditionellen, agendarischen Formen lebensweltlich für 12- bis 14-Jährige nur schwer zu kontextualisieren sind;
- dass die (bisweilen) erzwungene Teilnahme am Sonntagsgottesdienst eben gerade nicht zu einer gottesdienstlichen Sozialisation führt, die auch über die Konfirmandenzeit hinausreicht;
- dass die Konfirmierten meist nicht am Sonntagsgottesdienst, sondern – wenn überhaupt – eher lebensgeschichtlich am Gottesdienst partizipieren: zu Weihnachten oder bei Feiern im Kontext der eigenen Biographie, bei Schulgottesdiensten oder dann, wenn die eigenen Kinder später an der Konfirmandenzeit teilnehmen.

In der Literatur gibt es Stimmen, die die Distanz zwischen Sonntagsgottesdiensten und den sogenannten Formen des »zweiten Programms« (L. Friedrichs 2005) zum Anlass nehmen, in Camp- und Jugendgottesdiensten den eigentlichen liturgischen Schwerpunkt der Konfirmandenzeit zu sehen. Gottesdienste auf Freizeiten, Nachtkirchen im Konfi-Camp, Jugendgottesdienste mit Band und Beteiligung der Konfirmandinnen und Konfirmanden oder auch besondere Formen im Jahreslauf (Ostern, Weihnachten, Erntedank u.a.) stoßen auf positive Resonanz. Also gelte es, hier die Schwerpunkte zu setzen. Der Gottesdienst am Sonntagvormittag sei dann als ein Zielgruppengottesdienst zu begreifen, der letztlich für junge Leute eher ungeeignet sei.

Auf der anderen Seite aber werden mit dieser Haltung permanent die Wünsche und Erwartungen der besonders intensiv verbundenen Mitglieder der Ortsgemeinde enttäuscht. Dabei zeigt die Erfahrung: Wenn das, was mir persönlich wichtig ist, von der Mehrzahl der getauften Mitglieder der Kirche nicht die gleiche Wertschätzung erfährt oder gar abgelehnt wird, können Frustrationen entstehen. Zwar kommen die Konfirmandinnen und Konfirmanden – im Gegensatz zu einem Großteil der Kirchenmitglieder – regelmäßig zusammen, sprechen über Fragen des Glaubens, lesen in der Bibel, singen, beten und feiern Gottesdienste (mit). Doch das geschieht nur für einen begrenzten Zeitraum, für die Dauer der Konfirmandenzeit. Ihnen gegenüber stehen die, die sich liebevoll und intensiv mit der Vorbereitung des Sonntagsgottesdienstes befassen. Pfarrerinnen und Pfarrer planen homiletisch anspruchsvoll und liturgisch versiert. Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker bringen ihre musikalische und liturgische Expertise ein. Presbyterinnen und Presbyter übernehmen Lesungen und Gebete und investieren viel Zeit in Fortbildungen für Lektorinnen und Lektoren. Menschen unterschiedlichen Alters ist diese Form des Gottesdienstes zu einer geistlichen Heimat geworden. Sie erfahren Stärkung und Ermutigung, wenn sie die vertrauten Choräle singen, wenn ihre Anliegen im Gebet aufgenommen werden. Sie nehmen hilfreiche Impulse aus einer gehaltvollen Predigt mit in den Alltag. Sie erleben die Gemeinschaft mit anderen am Sonntagvormittag als wohltuend und wichtig. In all dem scheint das auf, was Menschen meinen, wenn sie den Gottesdienst als Mitte der Gemeinde bezeichnen. Angesichts des eigenen Erlebens äußern sie den Wunsch, ja die Hoffnung, auch die Konfirmandinnen und Konfirmanden mögen eine Ahnung davon gewinnen und im besten Fall nach der Konfirmation ebenso denken, fühlen und handeln. Zwar ist die Gruppe der intensiv Verbundenen angesichts der Anzahl aller Getauften eher klein. Dennoch tauchen in ihrem individuellen Erleben und den daraus folgenden normativen Erwartungen grundsätzliche Fragen auf. Diese reichen weiter als Überlegungen dazu, wie Jugendliche Gottesdienst »lernen« können oder ob wir es lieber ganz lassen, sie zu diesen Formen einzuladen oder gar zu zwingen. Es geht

darum, welche Bedeutung »Gottesdienst« für die evangelische Kirche hat und was für uns alle eigentlich evangelische Gemeinde bestimmt.

Bei der Erstellung dieser Orientierungshilfe ist uns deutlich geworden, dass wir diese Spannung nicht einseitig auflösen können und wollen; um es deutlicher zu formulieren: Ein Verzicht auf regelmäßige sonntägliche Gottesdienstbesuche übersieht, dass damit nicht nur Hoffnungen und Wünsche all derer enttäuscht werden, die mit viel Engagement und Leidenschaft Kirche vor Ort gestalten (möchten), sondern dass damit auch die Bedeutung des Sonntagsgottesdienstes für die evangelische Kirche in Frage gestellt wird. Eine sonntägliche 30-fache Verpflichtung ignoriert aber auf der anderen Seite die jetzige und zukünftige Lebenswirklichkeit der allermeisten Jugendlichen und ihrer Familien. Beide Alternativen sind unbefriedigend. Diese Orientierungshilfe bietet daher keine Entweder-Oder-Lösungen an, sondern will Klärungsprozesse zwischen den geschilderten Spannungspolen initiieren. Sie will zu Gesprächen auf der Grenze der unterschiedlichen Wahrnehmungen und Erwartungshaltungen einladen.

Im Sinne dieser Prozesse und Gespräche halten wir drei Dimensionen für grundlegend und klärungsbedürftig:

1. Zunächst ist die Situation der Jugendlichen ein eigenes zu berücksichtigendes Feld: Herauszufinden, was mir liegt und was nicht, einen eigenen Stil und Vorlieben zu entdecken – das gehört zum Erwachsenwerden und kann sich auch auf all das beziehen, was dem (schillernden) Begriff der Spiritualität zugeordnet wird. Von den Verantwortlichen der Konfirmandenzeit aus formuliert: Es geht darum, die Konfirmandenzeit als Chance zu nutzen, um die Suche nach *individuellen Formen* der Jungen und Mädchen auch mit ihren Eigenheiten zu fördern. Konfirmandenzeit nimmt dann wahr, dass junge Menschen eigenständige Zugänge haben.
2. Wir wissen, dass von der überwiegenden Zahl der Kirchenmitglieder *Gottesdienste lebensgeschichtlich orientiert* zu besonderen Hoch- und Krisenzeiten besucht werden. Nur eine Minderheit

nimmt Gottesdienste in einem regelmäßigen, zum Beispiel wöchentlichen Rhythmus wahr. Das sollte berücksichtigt werden. Was bei Kasual- und Festgottesdiensten im Hintergrund steht, wie sie ablaufen und welche Chancen zur Beteiligung bestehen, ist für die Mehrheit der Jugendlichen und ihrer (späteren) Familien im weiteren Leben relevant.

3. Schließlich ist die Bindung an die tradierten Formen vor Ort und in der Region wert, bedacht zu werden. Die Sonntags- bzw. Wochenendgottesdienste mögen nicht mehr in jeder Gemeinde das von allen anerkannte Zentrum bilden, doch ihre Bedeutung steht außer Frage. Die damit verbundenen Formen vor Ort kennen zu lernen, kann nicht nur auf Seiten der Kerngemeinde mit dem Wunsch nach *Beheimatung* der Jugendlichen in eben diesen Formen verbunden werden und stellt eine dritte Dimension dar.

Individuelle Spiritualität, lebensgeschichtlich orientierte Teilnahme und Beheimatung in der Ortsgemeinde bestimmen somit in ihrem Spannungs- und Wechselverhältnis diese Orientierungshilfe. Bei jeder Reflexion zu Inhalten, Zielen und Methoden der Konfirmandenzeit nehmen wir dies auf. Der Dreiklang der genannten Dimensionen soll vor allem eine Wahrnehmungshilfe für die konkrete Arbeit vor Ort bieten. Es dürfte trotz aller Überlagerungen (wie sie im Begriff der Dimensionen deutlich werden) kaum möglich sein, alle drei in gleicher Weise zu gewichten. Wir ermuntern stattdessen, in einem Prozess vor Ort eigene Schwerpunkte und Zielvorstellungen zu klären und bieten daher auch keine Empfehlungen, die zum Beispiel einen dieser Punkte allein ins Zentrum rücken würden. Genauso wenig wollen wir uns aber zufrieden geben mit der ernüchternden Einsicht, dass Konfirmandinnen, Konfirmanden und (Sonntags-)Gottesdienst nicht zusammenpassen. Wir laden darum ein, grundsätzliche Fragen zu klären, z.B.:

1. Wie sieht das Gottesdienstverständnis in unserer Kirchengemeinde aus?

2. Welche Erwartungen haben wir eigentlich an die Konfirmandinnen, Konfirmanden und ihre Familien, aber auch an die Ortsgemeinde? Welche Erwartungen haben wir im Blick auf die Beziehung zwischen diesen Personengruppen? Wie sähe der günstigste Fall aus, wie der ungünstigste? Was ist wahrscheinlich?
3. Auf welchen der oben genannten drei Dimensionen soll in unserer Gemeinde der Schwerpunkt liegen? Welche Chancen bietet dieser Fokus realistisch betrachtet für die Zukunft der Jugendlichen sowie für die Zukunft der Ortsgemeinde, aber auch: welche Aspekte werden durch diese Entscheidung vernachlässigt?
4. Wie bringe ich den Wunsch, Jugendliche zu begleiten und mit der Vielfalt gottesdienstlicher Formen vertraut zu machen, zusammen mit meinen ganz persönlichen Vorlieben bei gottesdienstlichen Feiern?
5. Wie gehen wir auf der Basis der von uns gewählten Akzentsetzung (unter 3.) mit der Frage der verpflichtenden Gottesdienstteilnahme um? Und umgekehrt, inhaltlich und formal gewendet: Welche Konsequenzen und Rückwirkungen hat diese mehr oder weniger verpflichtende Teilnahme für die Gestaltung der Gottesdienste in unserer Kirchengemeinde?

Wir wünschen uns, dass in Ihrem persönlichen Klärungsprozess noch viele weitere Fragen auftauchen werden. Wir bieten Ihnen dazu in drei Teilen eine Art »Landkarte« an: *Der erste Teil* befasst sich mit grundsätzlichen Fragestellungen und Hintergründen, die *im zweiten Teil* konzeptionell und mit Vorschlägen zu Klärungsprozessen aufgenommen werden. So entsteht eine Analyse- und Reflexionshilfe, die den praktisch orientierten *dritten Teil* strukturiert.

Grundsätzliche Fragestellungen und Hintergründe



1. Grundsätzliche Fragestellungen und Hintergründe

1.1 Gottesdienst, Kirche und Konfirmandenzeit

1.1.1 Was erwarten die Kirchen? Ein Blick in Ordnungen und Richtlinien

In landeskirchlichen Rahmenordnungen und Richtlinien² kommt in ambivalenter Weise zusammen, was oben skizziert wurde. Hier lassen sich formal die kirchlichen Erwartungen an die Gottesdienstbeteiligung der Jugendlichen ebenso ablesen wie der Versuch, ihnen vielfältige, ermutigende Beteiligungserfahrungen zu ermöglichen.

Einen schlichten Ausgangspunkt teilen alle Ordnungen: *Gottesdienst ist wichtig!*

Kaum ein anderes Thema nimmt einen solch breiten Raum ein. Aus Sicht der Landeskirchen ist Gottesdienst zentral für das, was die Jugendlichen in ihrer Konfirmandenzeit erleben und aus dieser Zeit mitnehmen sollen. Denn am Gottesdienst entscheidet sich, was »Kirche wirklich ist« (Kurahessen, 6). Der Gottesdienst gehört »zu den Kennzeichen von Kirche. Kirche wird über den Gottesdienst definiert« (Westfalen, 26). Ist der Eindruck negativ, so »ziehen [die Jugendlichen] häufig die Konsequenz, nach der Konfirmation den Gottesdienst nicht mehr zu besuchen« (Kurahessen, 6).

Dieser Beobachtung entspricht der Stellenwert, den die Ordnungen dem Gottesdienst in der Konfirmandenzeit zumessen. Gottesdienst ist Zentrum und Proprium des Gemeindelebens und eine beson-

2 Dem folgenden Abschnitt liegen die im Anhang aufgeführten aktuellen Ordnungen und Richtlinien der Landeskirchen zugrunde.

dere Stärke des Lernorts Gemeinde. Aber Gottesdienst ist eben auch entscheidender Punkt für Distanz oder Nähe der Heranwachsenden zum gesamten Gemeindeleben. Als »Grundform christlicher Praxis« (Braunschweig, 11) soll er im besten Fall den Konfirmandinnen und Konfirmanden einen Zugang eröffnen. Wie dies geschehen soll, wird dabei sehr unterschiedlich beantwortet.

Einerseits fordern viele Ordnungen »Gottesdienst« als verbindlichen Lerninhalt ein: Die Jugendlichen sollen den Gottesdienst in seinem Ablauf begreifen, liturgische Stationen und biblische Texte kennenlernen und sich aneignen. Andererseits sollen sie mit Freude teilnehmen und den Gottesdienst mitvollziehen. Oftmals scheinen *Verstehen* und *Feiern* zwei sehr unterschiedliche Bereiche zu sein: Die inhaltsorientierte Akzentuierung des Verstehens geht davon aus, dass der »Anfängerinnen und Anfänger« etwas (noch) nicht wissen oder können und erst lernen müssen. Von daher verbindet sich dieser Ansatz mit der Sorge, dass angesichts schwindender religiöser Sozialisation das »Basiswissen« der jungen Leute abnehmen könnte.

Subjektorientierte Akzente weisen demgegenüber ein »Lernen über etwas« als ungeeignet zurück und machen ein prozessgesteuertes und beziehungsorientiertes Lernen durch den Vollzug stark. Glaube wird verstanden als Zutrauen zu Gott, das nicht aus Texten und Glaubenssätzen, sondern nur existenziell von anderen Menschen gelernt und durch Vorleben, Mitleben und eigene Praxis gefördert wird. Viele Ordnungen versuchen beide Aspekte zusammenzuhalten:

Die Konfirmandinnen und Konfirmanden sollen den Gottesdienst als eine »Grundform[] christlicher Praxis ... erschließen, verstehen, ihren Gebrauch reflektieren und verständlich daran teilhaben«. Sie »sollen lernen, die Feier eines Gottesdienstes in ihrem kommunikativen und spirituellen Geschehen zu begreifen und selbst an ihr aktiv teilzunehmen. Darüber hinaus sollen sie eigene Formen von Spiritualität entwickeln ...« (Braunschweig, 31).

Tradition ist wichtig, aber zugleich sollen die Jugendlichen und ihre Lebenswelt wahrgenommen werden. Einige Rahmenordnungen betonen ausdrücklich, dass Konfirmandenzeit und Gottesdienst nicht zwei unver-

bundene Handlungsfelder sind, sondern in einer Wechselbeziehung stehen: »Konfirmandenzeit als Lernraum bleibt ohne ihre spürbare Aufnahme in Gottesdienste auf halbem Weg stehen. Gottesdienst ohne Anbindung an die Konfirmandenarbeit verliert leicht den Lebensbezug der Jugendlichen aus den Augen« (Rheinland, 30). Daher sind beide Handlungsfelder konzeptionell aufeinander zu beziehen (Rheinland, 8; Baden, 12.).

Hinzu tritt die Frage, wie sich Sonntagsgottesdienst und andere Gottesdienste konzeptionell zueinander verhalten. Die mittlerweile zum Standard erhobene, dezidierte Ausrichtung an den Jugendlichen und die (gelegentlich resignative) Einsicht in die Grenzen ihrer möglichen, über die Konfirmation hinausgehenden Integration in den Sonntagsgottesdienst verbindet sich in vielen Rahmenrichtlinien mit einer Betonung der gottesdienstlichen Vielfalt, bei gleichzeitiger Forderung des notwendigen »Einübens« und »Vertraut-Werdens« mit »dem« Sonntagsgottesdienst. Ziel der Konfirmandenzeit ist folglich, dass die Jugendlichen ein möglichst breites Spektrum liturgischer Formen kennenlernen.

Ungeklärt bleibt aber, welches Gottesdienstverständnis leitend ist; wie genau Glaube hier verstanden wird oder was mit Kirche gemeint ist; wie sich die Kategorien von Tradition und gemeinsamer Feier, von Beteiligung und Lernen/Einüben zueinander verhalten. Die entsprechenden Begriffe und Fragen kehren in der Diskussion nunmehr seit über 50 Jahren immer wieder – eindeutig geklärt sind sie bis heute nicht. Beachtlich ist aber die mittlerweile unübersehbare Weitung des Gottesdienstverständnisses über die sonntägliche Veranstaltung hinaus, neben Kasualien zum Beispiel durch Konfirmandentage, Konficamps, Projekte, Jugendwochen, Jugendgottesdienste und Freizeitangebote innerhalb und außerhalb der Ortsgemeinde. In jedem Fall sollte es für Regionen und Kirchenkreise ein Ziel sein, »regelmäßig auch Gottesdienste für Kinder und Jugendliche bzw. speziell für Konfirmandinnen und Konfirmanden an[zu]bieten« (Hannover, 12). Diese Angebote geben ihnen die Möglichkeit, mit der »Vielfalt des gottesdienstlichen Lebens in der Gemeinde (Region) vertraut zu werden« (Hannover, 12).

Insgesamt erscheint Gottesdienst (und in der Regel ist vor allem die Veranstaltung am Sonntagvormittag gemeint) mit hohen Erwartungen

aufgeladen, die aber empirisch kaum gedeckt sind. Dabei sind sich viele Rahmenrichtlinien der Tatsache durchaus bewusst, dass den Jugendlichen hier eine »nicht unerhebliche Anpassungsleistung« (Braunschweig, 31) abverlangt wird. Dies impliziert, dass das liturgische Geschehen also zunächst einmal eine für Jugendliche fremde, ungewohnte Form der Kommunikation darstellt.

Die evangelischen Landeskirchen tun sich angesichts der Fülle der Bezüge und Optionen offensichtlich schwer, das, was sie alles wollen, zwischen normativen Erwartungen und jugendlichen Lebenswelten zu verorten. Die Ordnungen bilden damit letztlich die schon lange Zeit währenden Irritationen im Verhältnis von Konfirmandinnen bzw. Konfirmanden und Gottesdienst ab.

1.1.2 Wie handeln die Verantwortlichen vor Ort?

Soweit wir sehen, gehen Verantwortliche (aber auch Arbeitshilfen und Materialsammlungen) ganz unterschiedlich mit der Situation um. Da kann zum Beispiel die eigene Präferenz bestimmter liturgischer Formen kurzerhand zum Auslaufmodell erklärt werden; oder es gelte, die wenigen Anhänger dieser »Sonderwelt« besonders zu pflegen. Von den Konfirmandinnen und Konfirmanden ist dann in dieser Hinsicht nicht viel zu erwarten. Es gibt Rufe danach, von einem Modell volkkirchlicher Teilnahme Abschied zu nehmen und stattdessen nur die wirklich »Entschiedenen« aufzunehmen. Dieser kulturpessimistisch-resignativen Haltung steht eine eher kämpferische Position gegenüber, die sich von dem Motto »Man muss auch Widerständiges lernen« leiten lässt. Gerade in der Fremdheit des agendarischen Gottesdienstes werden Lernchancen entdeckt, die es zu nutzen gelte, auch wenn ein Verstehen und eine aktive Partizipation offenkundig nur schwer zu erreichen sind. Die Priorität liegt dann in der als notwendig erachteten Weitergabe von Traditionen, unabhängig von ihrer Relevanz für den einzelnen Jugendlichen. Es geht dabei letztlich um die Vermittlung eines – wie auch immer definierten – christlich-kulturellen Erbes.

Im Gegensatz dazu finden sich – etwa im Bereich einer erlebnisorientierten Jugendarbeit – Stimmen, die sich von der Orientierung an den Vorgaben verbindlicher Gottesdienstbesuche am Sonntagvormittag lösen wollen, zugunsten anderer Angebote in alternativen Organisationsformen. Die Vertreterinnen und Vertreter dieser Position argumentieren mit Erfahrungen von Camp- und Freizeitarbeit ebenso wie mit Berichten von Jugendkirchen, von K3/K8, dem Kindergottesdienst oder von Schulgottesdiensten usw. Auffällig ist bei all diesen sehr unterschiedlichen Sichtweisen immer wieder entweder ein resignativer bzw. apologetischer Unterton oder – wie in vielen Rahmenrichtlinien – die Tendenz, allzu viel gleichzeitig erreichen zu wollen.

1.1.3 Was ist »Gottesdienst«? Und wer ist »Gemeinde«?

»Konfirmandinnen und Konfirmanden sollen mit den Gottesdiensten der Gemeinde vertraut werden« (Westfalen, GOKA §9, Abs. 1, Satz 1). In solchen Formulierungen drücken sich implizite und explizite (kirchliche) Erwartungen aus. Jedoch wird nicht näher bestimmt, wie denn die Begriffe »Gottesdienst« und »Gemeinde« konkret zu füllen sind. Gemeint sein können die allwöchentlichen Traditionsgottesdienste. Dies ist jedoch nicht zwingend und sicherlich nicht alles. Eine andere Option sind Kasualien und Festgottesdienste. Aber auch Kinderbibeltage können für Jungen und Mädchen die Sichtweise auf und das Vertrautwerden mit Gottesdienst prägen. Schließlich gibt es verschiedene andere, eher geschlossene Formen wie z.B. an Blocktagen und auf Freizeiten, die sich der Erinnerung einprägen.

Varianten

Drei Variationen des Gottesdienstverständnisses unterscheiden wir, ohne Überschneidungen dabei auszublenden:

- *Die ortsgemeindlich übliche, agendarische Form des Gottesdienstes am Sonntagvormittag.* »Gemeinde« meint hier nicht zuerst die

Summe der getauften Mitglieder der Ortsgemeinde oder gar der weltumfassenden Kirche. Gemeinde bezieht sich hier besonders auf die gottesdienstliche Versammlung am Sonntagvormittag bzw. auf die Gruppe derer, die regelmäßig an den Angeboten der Ortsgemeinde teilnehmen oder diese verantwortlich gestalten.

- Ebenso kann Gottesdienst aber natürlich auch die *Kasualien* sowie die *fest- und jahreslaufbezogenen Gottesdienste* meinen. Im Begrüßungs- oder Vorstellungsgottesdienst, bei der Konfirmation, bei Konfirmandentaufen in der Osternacht sowie am Heiligabend finden Jugendliche auch jenseits des Konfirmandenalters mit ihren Familien und Freunden den Weg in die Kirche und sind Teil der Gemeinde. Gleiches gilt für familiäre Anlässe wie Taufen, Hochzeiten oder Bestattungen. Diese wesentlich auf Familie bezogenen Gottesdienste unterscheiden sich in der Regel von den üblichen Formen am Sonntagvormittag. Sie sind beliebt und zeigen eine wichtige Facette volkscirchlicher Teilnahme, die anderen Logiken folgt als die der Hochverbundenen.
- Schließlich kann Gottesdienst die kleineren und größeren Formen meinen, die mit und für Konfirmandinnen und Konfirmanden gestaltet werden. Diese Gottesdienstformen, die zum Beispiel während Freizeiten oder Blocktagen gefeiert werden, zeichnen sich durch ihre gestalterische Vielfalt aus. Es gibt große, aufwändig inszenierte Gottesdienste als Höhepunkt eines Konficamps oder auch kleine, kurze Formen mit Lied(ern), Ansprache, Gebet und Segen am Ende eines Gruppentreffens im Gemeindehaus. Die Orientierung an den agendarischen Formen, wie sie etwa das Gottesdienstbuch vorschlägt, fällt sehr unterschiedlich aus. Sie reicht von tradierten liturgischen Abläufen bis hin zu deutlich anderen Gestaltungen. In jedem Fall aber ist hier die Gruppe der Kinder und später Jugendlichen Bezugsgröße dessen, was mit Gemeinde gemeint ist (vgl. M. Saß 2005).

Zwischen den drei Varianten von Gottesdiensten in der Konfirmandenzeit gibt es – naturgemäß – zahllose Schattierungen. In Bezug auf die Orientierung an den Jugendlichen (individuelle Spiritualität), an der familialen Teilnahmelogik (Lebensgeschichte) oder den sonntäglichen Formen der Ortsgemeinde (Beheimatung) setzen sie zwar bestimmte Akzente, doch auch in dieser Beziehung sind vielfältige Überschneidungen denkbar.

Evangelische Vielfalt

Diese Vielfalt entspricht letztlich einem evangelischen Gottesdienstverständnis, für das gilt: Evangelischen Gottesdienst gibt es nur im Plural. Abgebildet wird damit die historische Genese gottesdienstlicher Feierkulturen seit den Anfängen des Christentums.

Mit der Anerkennung einer grundsätzlichen Vielfalt von Gottesdienst tritt auch dessen evangelisch-theologische Begründung hervor: Das gottesdienstliche Geschehen wird nicht anhand von spezifischen Zeiten, Formen, Orten oder Personen definiert, sondern kann als ein vielfältiges kommunikatives Geschehen zwischen Gott und Mensch im Spannungsfeld von Darstellung und Mitteilung beschrieben werden (Meyer-Blanck).³ Im Rückgriff insbesondere auf Anregungen Martin Luthers, die dieser 1544 im Rahmen der Einweihung der Torgauer Schlosskirche formuliert hat, gilt als zentrales Kriterium: »... dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang« (WA 49, 588). Sowohl der sonntägliche »Normalfall« des Gottesdienstes als auch alle davon unterschiedenen Gottesdienstformen lassen sich also ohne Abstufungen und Gewichtung als evangelischer Gottesdienst verstehen. Luthers Einsicht in die kommunikative Grundstruktur des Gottesdienstes bietet eine hilfreiche und heilsame Entlastung im Gegenüber zu einem hierarchisierten Verständnis der genannten Varianten.

Ein Blick in die Bibel grundiert diese Einsicht in die prinzipielle Gleichrangigkeit vielfältiger Feierformen. Schon der Umstand, dass

3 Wir nehmen in den folgenden Abschnitten Elemente auf aus: C. Grethlein 2001; M. Meyer-Blanck 2011.

unser heutiger Ausdruck »Gottesdienst« dort keine unmittelbare Entsprechung hat, rät zu Zurückhaltung hinsichtlich einer sich auf »Traditionen« berufenden Begründung bestimmter Formen. Immerhin: Im Alten Testament finden wir zahlreiche gottesdienstliche Handlungen. Es wird geopfert, gesegnet, gebetet, gefeiert. Vor allem die Propheten ringen dabei leidenschaftlich mit der Frage, was »wahrer« und was »falscher« Gottesdienst sei. Deutlich wird in bisweilen heftig geführten Auseinandersetzungen (z.B. Hos 6,6), dass gottesdienstliche Handlungen nicht vom übrigen Leben separiert werden dürfen. *Gottesdienst meint weit mehr als eine abgeschlossene kultische Versammlung.*

Die neutestamentlichen Evangelien zeigen, dass offenbar die jesuanische Verkündigung daran anknüpft, im Grunde aber sogar darüber hinausführt. Die verbreitete Unterscheidung von »rein« und »unrein« wird überwunden (Mk 7). Christinnen und Christen sind nicht auf spezifische Zeiten oder heilige Orte angewiesen. Gottesdienst ist eine Lebenseinstellung. Paulus bringt das mit seiner Rede vom »vernünftigen Gottesdienst« zum Ausdruck: »Ich ermahne euch nun [...] durch die Barmherzigkeit Gottes, dass ihr eure Leiber hingebt als ein Opfer, das lebendig, heilig und Gott wohlgefällig ist. Das sei euer vernünftiger Gottesdienst« (Röm 12,1). Beim so verstandenen Gottesdienst geht es um das Ganze des Lebens.

Zwangsläufig bildeten sich daher vielfältige Formen heraus, übrigens nicht nur im Christentum, sondern auch im Judentum. Christentums-geschichtlich avancierte der Sonntag zum Zentrum zunächst häuslicher Feiern, verstanden als wöchentliche Erinnerung an das Osterereignis, und über Jahrhunderte dann erweitert zum Osterfestkreis, später zum Weihnachtsfestkreis und schließlich zu dem, was wir heute als Kirchenjahr kennen.

Das Zentrum des evangelischen Gottesdienstes

Auch, aber nicht nur im Blick auf die Missstände seiner Zeit stellt Luther 1523 den Bezug auf Christus ins Zentrum seines Gottesdienstverständnisses. Er fordert nachdrücklich, den Gottesdienst als ein von Gott geschenktes »beneficium« (Wohltat), nicht als von Menschen gemachtes »sacrificium« (Opfer) zu begreifen. Sein Verständnis zeichnet sich

durch eine große Weite aus: Glaube wird selbst zum Gottesdienst, weil er als Konsequenz des Menschen auf Gottes Zuwendung verstanden wird. Luther beförderte damit aber auch – zeitgeschichtlich durchaus verständlich – die Zentralstellung der Predigt. Grundsätzlich kommt es darauf an, diesen Grundimpuls des lutherischen Gottesdienstverständnisses in jeder Zeit neu zu bedenken. Hilfreich dabei ist, dass dieses – biblisch fundierte – Gottesdienstverständnis de facto zu einer großen Freiheit in liturgischen Gestaltungsfragen führt.

Neben dem Christusbezug als grundlegendem Aspekt konstituieren den Gottesdienst ferner sein Gemeinschaftsbezug und seine Verständlichkeit. Luther – wie auch die anderen Reformatoren – legte großen Wert auf die aktive Teilnahme am Gottesdienst, auf den emotionalen *und* intellektuellen Mitvollzug. Es geht darum, nachvollziehen und verstehen zu können, was warum und wie geschieht. Dieser Aspekt der Verständlichkeit des Gottesdienstes verdient im Zusammenhang mit Gestaltungsfragen der Konfirmandenzeit besondere Aufmerksamkeit. Bisweilen scheint es so, als würde die intendierte Einheit von Verstehen und Mitvollziehen auseinanderfallen in ein Entweder-Oder: entweder mehr oder minder kognitive unterrichtliche Vorab-Unterweisung und Teilnahme um des Lernens willen oder das offene Hineinnehmen in alternative, »freie« Gottesdienstformen. Die Beschränkung auf diese beiden Lösungen ist jedoch problematisch. Im Rückgriff auf Luthers Forderung nach Verständlichkeit gilt es, in allen Varianten evangelischer Gottesdienste liturgisch plausible Formen zu finden, die Partizipation ermöglichen und rituell die Lebenslagen der Teilnehmenden ebenso aufnehmen wie deren Heterogenität, sodass sie aus sich heraus verständlich werden. Verständlichkeit bezieht sich dabei eben nicht nur auf die kognitive Einsicht in die Hintergründe eines bestimmten Ablaufes von Gottesdienst, sondern meint die körperliche, emotionale und kognitive Ermöglichung eines aktiven Mit- und Nachvollzugs gottesdienstlicher Inszenierung. Gottesdienst sollte als individuell einleuchtend und einladend empfunden werden.

Es ist unschwer zu erkennen, dass mit diesem Verständnis weder eine *Präferenz für* noch eine *Absage an* bestimmte Gottesdienstformen verbunden ist. Eine Folgerung besteht darin, Konfirmandinnen und

Konfirmanden in möglichst unterschiedliche Gestalten einzuführen. Dazu gehört als anspruchsvoller Auftrag, die eigenen Präferenzen und Erwartungen ebenso wie die der Jugendlichen wahrzunehmen, kritisch zu reflektieren und immer wieder aufs Neue daran zu erinnern, dass in *jedem* Gottesdienst, unabhängig von seiner Form und hoffentlich für alle in verständlicher Weise, »unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang«. Dies ist Kriterium und bleibender Kernpunkt – unabhängig von der Gestaltung im Einzelnen.

1.2 Konfirmandinnen, Konfirmanden und Gottesdienst

Ganz offensichtlich bereitet es Mühe, die Pflicht zum Gottesdienstbesuch so zu gestalten, dass junge Menschen ihn nicht nur als Last, sondern eben auch als Lust erleben. Davon zeugen insbesondere die konzeptionellen Anregungen seit den 1960er Jahren. Stets wurde die Frage des Gottesdienstbesuches in der Konfirmandenzeit dabei im Spannungsfeld von Pflicht und Beteiligung intensiv diskutiert, jedoch bis heute ohne abschließende Antwort.

Die Frage einer angemessenen Gottesdienstbeteiligung, die die unterschiedlichen Erwartungshaltungen der Jugendlichen, ihrer Familien und der in den Ortsgemeinden Verantwortlichen berücksichtigt, ist eine Herausforderung. Im Zuge dieser Diskussionen ist die empirische Wahrnehmung von spätmodernen Jugendkulturen und Milieus mittlerweile ein Standard geworden.

1.2.1 Jugendkulturen und Milieus: soziologische Perspektiven

Jugendsoziologische Einsichten⁴ bieten eine gute Hilfe, um wahrzunehmen, vor welchen vielfältigen Herausforderungen Jugendliche heute stehen: Ein Beispiel ist die Expansion kommunikativer Möglichkeiten, eine Art Medienevolution und -revolution. Die »Neuen Medien« bieten eine völlig neuartige Form des Umgangs mit Wissen, aber auch von Gemeinschaft. Während die Mehrzahl der Verantwortlichen für die Konfirmandenzeit noch zu den »Digital Immigrants« gehört, die sich in den Umgang mit Computer, Social Web und Smartphones erst mühsam hineinfinden mussten oder noch müssen, zählen die Jugendlichen zu den »Digital Natives«. Sie sind selbstverständlich vernetzt, posten und teilen individuelle Erfahrungen. Wissen können sie auf kaum zu bewältigende Weise abrufen und Freunde überall auf der Welt haben – zumindest potenziell. Jenseits von Verfallsszenarien oder unkritischer Begeisterung begegnet uns eine Generation, deren Kommunikation durch und durch mediatisiert ist und die das für völlig »normal« hält. Diese *mediatisierte Kommunikation* (U. Sanders) tritt zu leiblichen Vergemeinschaftungsformen hinzu und ist bislang weder theologisch noch religionsdidaktisch hinreichend erschlossen.

Hinzu kommt ein Zweites: Biologisch gesehen setzen auf der einen Seite die körperlichen Reifungsprozesse immer früher ein, auf der anderen Seite kann sich die Adoleszenz je nach Selbstverständnis und Lebenskonzept bis ins vierte oder gar den Anfang des fünften Lebensjahrzehntes hinziehen. Wenn sich also auch die Eltern der Jungen und Mädchen noch als durchaus jugendlich sehen, ähnliche Musik hören oder vergleichbare Kleidung präferieren und trotzdem den Ernst des Lebens anmahnen, dann kann die Existenz als Jugendliche/r ganz neue Spannungsmomente entfalten. Sie treten zu den bekannten generationenübergreifenden Erfahrungen hinzu, z.B. dass die Eltern komisch, der eigene Körper fremd und die Welt auf ganz neue Weise spannend wird.

4 Vgl. dazu auch die illustrative Charakterisierung einiger »typischer« Jugendlicher im Anhang sowie die Literaturhinweise zu einschlägigen empirischen Studien.

Heutige Jugendliche, in all ihrer Vielfalt und Verschiedenheit, reagieren darauf – der statistischen Tendenz nach – mit verhaltenem Optimismus und einer pragmatischen Grundhaltung. Klassische Werte geben zudem ein Mindestmaß an Halt und Orientierung. Sicherheit, Pflichtbewusstsein, Familie und Freundschaft bieten ein Grundgerüst, das aber durchaus flexibel, ichbezogen und spaßorientiert gehandhabt werden kann. Bemerkenswert ist, dass es unter Jugendlichen einen starken Wunsch nach gelingender Partnerschaft und einem heilen Familienleben gibt, nach *Vater, Mutter, Kind* als Idealfall von Familie. Zugleich erleben sie, wie dieses Lebensmodell unter Druck gerät. Diesem sozialen Druck, wie auch ökologisch bedingten Gefahren oder wirtschaftlichen Problemen, begegnen Jugendliche nur selten mit Protest oder Pessimismus, sie entfalten vielmehr einen pragmatischen »Bewältigungsoptimismus«: Wir schaffen das! Dabei suchen sie Halt, Zugehörigkeit und Vergewisserung in erster Linie im relativ sicheren Hafen ihrer Familie.

Sinnfindung spielt dabei eine wichtige Rolle. *Doch nur eine Minderheit hat die Erwartung, diesen Sinn religiös bestimmen zu können.* Wenn Sinn religiös gefüllt wird, dann in Bezug auf einen persönlichen, individuellen Glauben und eher nicht über institutionalisierte Religion oder Kirche.

1.2.2 Jugendliche Wahrnehmungen zum Gottesdienst: empirische Eindrücke

Gottesdienst wird von den Jugendlichen zunächst vielfach als etwas Fremdes wahrgenommen. Dies betrifft nicht nur, aber insbesondere die traditionsbestimmte Form am Wochenende. Viele sind häufig enttäuscht, dass sie sich kaum als angesprochen erfahren; sie sprechen von fehlender »Kinderfreundlichkeit« und bemängeln die Art der Inszenierung (»steif und unfrohlich«) wie auch das Verhalten der Gottesdienstgemeinde (»keiner singt hörbar mit«). Nun ist es jedoch durchaus auch so, dass Jugendlichen trotz »Hartholzbänken« ein Gottesdienst gefallen kann. Über die allgemeine

Frage einer guten, adressatenbezogenen Durchführung hinaus ist dabei die Ebene der Stimmung und der Gemeinschaftserfahrungen ausschlaggebend. Sowohl »Pep« als auch »Zur-Ruhe-kommen-Können« führen zu einem positiven Echo. Die Gemeinschaft mit anderen Jugendlichen, aber auch mit den Eltern kann zu nachhaltig positiven Erinnerungen führen. So lassen sich unterschiedliche Typen von Wahrnehmungen identifizieren:

Da sind zunächst die, die ohne direkte positive Impulse und Ansprache einfach nur Langeweile erleben. Verständlicherweise können sie sich deshalb nicht konzentrieren. Die folgenden zornigen Blicke von Älteren bestätigen nur ihr Urteil, dass dies alles nicht für sie veranstaltet wird.

Bei anderen gibt es durchaus weiterführende Wahrnehmungen: Oft ist es nicht das, was die Verantwortlichen sich vorstellen, wenn Fanfaren von der Empore, der gutaussehende Pastor oder ein verhaktes Brautkleid für sie einen Fokus bilden.

Weitere haben durchaus auch inhaltlich Relevantes aufgenommen: Ein Lied wie »Laudato si«, ein Lutherbonbon am Ende des Gottesdienstes, ein ungewöhnliches Motto eines Gottesdienstes, manchmal auch eine spannende Geschichte von der Kanzel bilden erste Ankerpunkte für weitere Erinnerungen. Dazu treten Erfahrungen von Entspannung, von interessanten Ereignissen aus dem Leben einzelner Menschen oder gutem Gemeinschaftserleben.

Es hat sich in der Forschung gezeigt (vgl. K. Meyer), dass die letztgenannten positiven Resonanzen nicht zwingend mit bestimmten Methoden und Formen korrelieren, auch wenn sie unmittelbar auf Jugendliche und Kinder abgestimmt zu sein scheinen. Dies gilt zum Beispiel für Modelle mit Beginn in der Grundschulzeit. Andernorts sollen regelmäßige Jugendgottesdienste diese Wirkung entfalten, und wieder an anderer Stätte ist es die Mitarbeit von Teamerinnen und Teamern. Empirische Prüfungen ergeben, dass diese Methoden für sich selbst keinen nachweisbaren Erfolg erzielen. Vielmehr ist gerade für dieses Alter entscheidend, ob *durch* diese Methoden bzw. Aktivitäten im Gottesdienst eine Stimmung und ein soziales Erleben entsteht, das die Jugendlichen berührt. Keine dieser Methoden leistet dies als Selbstläufer: So ist der

Einsatz von Teamerinnen und Teamern sicherlich hilfreich; in Bezug auf den Gottesdienst führt dies jedoch kaum weiter, wenn diese selbst keine Beziehung zu Andachten oder gottesdienstlichem Handeln mitbringen. Umgekehrt kann *ohne all diese Methoden* etwas »überspringen«, wenn die Gottesdienstgemeinde und die Verantwortlichen selbst Schwung verbreiten. Entscheidend für das jugendliche Alter ist, dass die 13-Jährigen in ein sozial und atmosphärisch überzeugendes Geschehen hineingenommen werden. Dieses soziale Hineinnehmen kann vielfältig geschehen, doch lassen sich hilfreiche Ansätze ausmachen: So konnte die Studie von F. Schweitzer und anderen (2015) nachweisen, dass jugendgemäße Gottesdienste weniger an sich als vielmehr *in Kombination mit der Erfahrung gemeinsamer Vorbereitung* oder wenigstens *mit der Erfahrung, mit eigenen Ideen etwas beitragen zu können*, die Sicht auf den Gottesdienst verbessert. Ganz generell führen natürlich handwerklich schlechte Gottesdienste und uninteressante Predigten zu schlechteren Einschätzungen – und umgekehrt. Neben diesem Sachverhalt sticht auch in dieser Studie die Wirksamkeit sozialer Erfahrung für die Gottesdienstzufriedenheit heraus: »Mir hat es gefallen, Teil der Gemeinschaft im Gottesdienst zu sein.«

1.2.3 Erfolgsgeschichten

Die folgenden Beispiele aus empirischen Untersuchungen sind in ihrer Besonderheit kaum zum Nachmachen geeignet, werfen jedoch ein Licht auf Möglichkeiten in sehr unterschiedlichen Gemeindesituationen: In einer kleinen evangelischen Gemeinde in einem großen, zusammenhängenden katholischen Gebiet helfen die Konfirmandinnen und Konfirmanden durchgehend im Gottesdienst. Und da es nur etwa 10-12 Jugendliche pro Jahrgang gibt, sind sie regelmäßig gefordert. Jeweils drei Jugendliche sind dafür verantwortlich, am Sonntag um halb 10 die Fahne vor der Kirche zu hissen, die Gesangbücher und Liedblätter mit einem Willkommensgruß zu verteilen, mit dem Pastor zur Orgelmusik einzuziehen, das Mikrophon auszurichten, im Verlauf

des Gottesdienstes die Bibel auf das Lesepult zu legen, beim Verlesen am Altar Geburtstags- und Sterbekerzen zu entzünden, mit dem Pastor zur Orgel wieder auszugehen, die Gemeinde zu verabschieden und die Fahne wieder einzuholen. Am Eingang bzw. Ausgang kommt es zu kleinen Gesprächen mit älteren Besucherinnen und Besuchern, ab und zu auch zu einem Dank. Die Bedeutung der Agierenden für den Gottesdienst und seine Liturgie ist unübersehbar. Die Jugendlichen sind derart in das ganze Geschehen eingebettet, dass ohne sie etwas fehlen würde. Das merken sie, und sie sind sich ihrer eigenen Rolle bewusst: Wir werden hier gebraucht!

Eine andere Gemeinde hat ganz unterschiedliche Gottesdienste zu bieten: Mundart-Gottesdienste, Taizé-Andachten, Thomasmessen, Kindergottesdienste, Jugendgottesdienste, Taufsonntage, Jahreszeitengottesdienste (z.B. Advent, Erntedank) und so weiter. Die erste Aufgabe der Jugendlichen besteht darin, diese Vielfalt inklusive möglichst einer oder zweier Kasualien wie Trauung oder goldene Hochzeit kennenzulernen. Auf einem Formblatt werden der Besuch und ein kurzer Eindruck notiert. Danach entscheiden sich die Jugendlichen für weitere Besuche in der von ihnen favorisierten Form. Besonders gut schneiden dabei die Thomasmessen ab, die eigentlich eher für die Elterngeneration konzipiert sind. Die Band mit modernen Liedern ist sehr beliebt und führt zu lautem Applaus bei der mittleren Generation. In verschiedenen Stationen können im Verlauf Gebetskerzen aufgestellt oder Segenshandlungen erlebt werden. Die Begeisterung bei der Musik und die selbstverständliche Nutzung der Stationen teilen sich über die engagierten Erwachsenen im Alter der eigenen Eltern auch den Jugendlichen mit. Die Jungen und Mädchen sind wie alle anderen einfach mit dabei, und so gehen auch alle ganz selbstverständlich zum anschließenden Abendmahl.

In einer dritten Gemeinde ist die Kinderkirche einmal im Monat sehr erfolgreich. Etwa 60 Kinder und viele jugendliche Teamerinnen und Teamer nehmen daran teil. Mit einer kleinen Mahlzeit dauert sie vier Stunden, am Ende kommen die Eltern dazu und feiern mit den Kindern eine Abschlussandacht, die durch Beiträge verschiedener Kin-

dergruppen ihren roten Faden erhält. Etwa ein Drittel des Jahrgangs von Konfirmandinnen und Konfirmanden hat mit dieser Form Erfahrungen gesammelt. Mit 13 Jahren können diese nun wieder aufgenommen werden. Die Jugendlichen können sich eher selten an damals gehörte Geschichten erinnern, aber sie wissen, wie man sich im Altarraum bewegt, wie sich aus einer Geschichte ähnlich wie im Bibliodrama ein Rollenspiel entwickeln lässt, so dass die Pastorin sich in ihrer Moderationsrolle weitgehend zurücknehmen kann. Die Form des Wissens teilt sich über die Erfahrenen auch den anderen mit; so werden mit den Konfirmandinnen und Konfirmanden Gottesdienste gestaltet, deren Inszenierungen an die vorgängige Kindergottesdienstkonzeption anknüpfen.

In allen diesen Gemeinden spielt die soziale Einbindung, der gelingende Gemeinschaftsbezug eine wesentliche Rolle. In der Forschung zur Lernmotivation gilt dies als eine der stärksten Antriebsfedern, um Zugang zu einem neuen Lernfeld zu bekommen. Typischerweise braucht es sehr viel Erfahrung und Betätigung der Jungen und Mädchen, bis ein Lernfeld aus sich heraus für sie interessant wird. Die Motivationsforschung nennt darüber hinaus auch die Bedeutung der Erfahrung, selbst etwas zu können oder auch zu entscheiden. In den Beispielen wird beides auf ganz unterschiedliche Weise aufgenommen. Beim ersten Beispiel ist es das eigene liturgische Können und die mit dem Einzug inszenierte Bedeutsamkeit des eigenen Tuns. Rückmeldungen von älteren Besuchern stützen diese Sozialerfahrung. Im zweiten Beispiel spielt zum einen die eigene Wahl, aber in den Thomasmessen auch das Engagement der Elterngeneration eine wichtige Rolle, durch die Jugendliche in das Geschehen hineinflinden. Schließlich ist im letzten Beispiel das Drittel derer, die Vorerfahrungen aus dem Kindergottesdienst mitbringen, ein Motor für eigenständiges Handeln in gottesdienstlichen Inszenierungen.

Generell kann davon ausgegangen werden, dass Menschen oder Gruppen, die den Jugendlichen in irgendeiner Form nahestehen, die Akzeptanz und das Hineinflinden in gottesdienstliches Handeln stützen. Gute Sozialerfahrungen entstehen am ehesten durch eine Gruppe

von »Überzeugten«, die »drin« sind und andere mit ins Geschehen hineinnehmen. Wie diese Gruppe sich zusammensetzt, kann von Ortsgemeinde zu Ortsgemeinde sehr unterschiedlich sein. Neben den Genannten können selbstverständlich auch jugendliche Teamerinnen und Teamer, denen am Gottesdienst liegt, oder eine charismatische Pastorin mögliche Ankerpunkte sein, über die sich das Hineinfinden in den Gottesdienst mit sozialer Nähe verbindet. Umgekehrt kann davon ausgegangen werden, dass Gottesdienste, in denen einzelne Seniorinnen und Senioren sich möglichst weit voneinander setzen und in denen statt Gesang nur noch die Orgel zu hören ist, das Ende jeglicher sozialer Motivation bedeuten.

Die Akzentsetzungen in Bezug auf die drei Dimensionen sind letztlich in den Beispielen durchaus unterschiedlich – und dennoch lassen sich jeweils Erfolge beobachten. Während das erste Beispiel eher die Dimension der Beheimatung und Traditionsvermittlung in den Vordergrund stellt, findet sich in den beiden anderen eine Mischung von familialen Kontaktpunkten und Angeboten für die Suche nach der individuellen spirituellen Präferenz. Ausschlaggebend ist offenbar die erlebte Einbindung in eine Stimmung und eine Gemeinschaft, die den eigenen Fähigkeiten und der eigenen Wahl Raum gibt.

1.2.4 Spannungen gestalten

Theologische Überlegungen zum Gottesdienstverständnis und die Wahrnehmung unterschiedlicher empirischer Einsichten zur Gruppe der Konfirmandinnen und Konfirmanden zeigen: Die dargestellten Sachverhalte sind untereinander, aber auch in sich selbst voller Spannungen:

- auf der einen Seite die notwendige und auch konzeptionell erwünschte Orientierung an den Jugendlichen mit dem übergreifenden Wunsch nach Gemeinschaftserfahrung in einer gemeinsamen Form, auf der anderen Seite ihre divergenten Lebenswelten

mit sehr individuellen, überaus heterogenen spirituellen oder eben auch nicht-spirituellen Ausdrucksformen;

- einerseits die Bedeutung von Familie (ganz allgemein und speziell im Blick auf Kasualien und Festtage), andererseits der Wunsch nach Unabhängigkeit und eigenständigen Entscheidungen im Jugendalter;
- auf der einen Seite die Erwartungen der besonders Engagierten in der Ortsgemeinde in Bezug auf den Sonntagsgottesdienst, auf der anderen Seite das tatsächliche Teilnahmeverhalten sowie auch die Vielfalt an gottesdienstlichen Varianten.

Bei allen bleibenden Gegensätzen kann doch im Anschluss an diese Ergebnisse auch von Brückenfunktionen der unterschiedlichen Gottesdienstvarianten gesprochen werden: Sie vernetzen auf je unterschiedliche Weise verschiedene Generationen und Handlungsfelder der Gemeindegemeinschaft. Sie verbinden Ortsgemeinde und Region. Sie können bei allen Krisen ein Kontinuum im Lebenslauf sein. Sie bieten im besten Fall Gemeinschaft, eine positive Stimmung und individuelle Optionen der Wahl von Nähe, Distanz und Mitwirkung. Erfahrene Gemeinschaft und selbstgewählte Formen der Mitwirkung können helfen, die Spannungen zwischen unterschiedlichen Erwartungen zu gestalten. Um hier sinnvoll Akzente zu setzen und nicht einfach nur den leichtesten oder »hier üblichen« Weg zu wählen, ist es notwendig, bewusste Entscheidungen zu fällen.

**Würdigen – entwickeln –
gestalten: ein Modell**



2. Würdigen – entwickeln – gestalten: ein Modell

Im Dialog mit denen, die vor Ort Verantwortung für Konzeption, Gestaltung und Ziel der Konfirmandenzeit tragen, sind die drei unterschiedlichen Dimensionen mit ihren Implikationen wahrzunehmen und zu würdigen: erstens die Absicht, sich an den Jugendlichen zu orientieren, zweitens die empirische Einsicht in die Bedeutung evangelischer Gottesdienstpraxis für ganz bestimmte Zeiten der Lebensgeschichte sowie drittens die Hoffnung, den agendarischen Sonntagsgottesdienst als Zentrum der Gemeinde zu bewahren und zu bewähren. Wie der gesamte Durchgang zeigt, gibt es offenkundig keine einfachen, überzeugenden Lösungen, die alle zufriedenstellen. Hilfreich sind deshalb:

- eine realistische Einsicht in die Heterogenität und häufig auch Ferne der Konfirmandinnen und Konfirmanden zum kirchlichen Geschehen;
- eine nüchterne Einschätzung der begrenzten Zeit im Verlauf von mancherorts kaum mehr als einem Jahr, zum Teil sogar weniger;
- ein Sinn für die kleinen Erfolge, zum Beispiel, wenn Konfirmandinnen und Konfirmanden später vor Ort kirchlich heiraten, ihre Kinder taufen lassen und dabei gar noch einen Liedwunsch aus der eigenen Konfirmandenzeit äußern;
- der Wunsch, in gemeinschaftlicher Gestimmtheit und in Ausrichtung auf Gott feiern zu wollen.

Gemeinsames Feiern kann in den drei unterschiedlichen Ausrichtungen auf je eigene Art erfolgreich sein. Wir haben bei diesen drei begrifflich zwischen (1) einer konsequenten Konfi-Orientierung (»das Individuum fördern«), (2) einer Anwendungsorientierung im Sinne einer familienorientierten, lebensgeschichtlichen Ausrichtung an biographischen Wendepunkten (»Erproben, was in Fest- und Kasualgottesdiensten hilfreich ist«) sowie (3) einer Orientierung am ortsverbundenen Angebot der Beheimatung in der gemeindlichen liturgischen Form unterschieden (»Gestaltung der Schnittstellen zwischen Jugend und Tradition«) und diese Formen in einer Graphik (Seite 44) zusammengeführt:

Zum Ersten: Die Jugendlichen sind noch nicht festgelegt auf ihrem Lebensweg und wollen nicht nur in ihrer Suche, sondern auch in ihren (derzeitigen) Sichtweisen und Entscheidungen ernst genommen werden. Dies gilt auch im Umfeld von allem, was den Gottesdienst berührt. Verantwortliche in der Konfirmandenarbeit zeigen Respekt gegenüber den Jungen und Mädchen, gegenüber dem, was diese bereits mitbringen, wenn sie ihre Individualität würdigen und ihnen Möglichkeiten der Wahl anbieten. Dies heißt nicht, alles ins Belieben der Einzelnen zu stellen. Eröffnet werden aber durch ganz unterschiedliche religiöse Gestaltungen Optionen, zu denen sich jede und jeder in Distanz oder eben auch in Identifikation verhalten kann. Durch Ausprobieren von Formen wie Stilleübungen, Ansätzen zu Bibliodrama und selbst gestalteten Mahlfeiern können Jugendliche eigene Anknüpfungspunkte und Stärken finden. Damit wird ein Wissen um ganz unterschiedliche Möglichkeiten ausgebildet und im besten Fall Einsicht in spirituelle Handlungen weiter entwickelt. Ein solches Programm konsequent durchzuführen, ist etwas anderes als die Beheimatung im Ortsüblichen und auch als das Verständnis für Kasual- und Festgottesdienste. Als Leitfrage kann formuliert werden: Wie entdeckt oder erwirbt jeder Konfirmand und jede Konfirmandin für sich selbst Ausdrucksformen gottesdienstlicher Praxis? Milieubestimmte Unterschiede und Divergenzen in der individuellen Sprachfähigkeit weisen dabei auf gewichtige Herausforderungen der Differenzierung hin. Doch auch die grundsätzliche Frage ist

zu klären, wie sich die Förderung individueller Ausdrucksformen zur Idee einer generationenübergreifenden Feierpraxis verhält.

Zum Zweiten: Die Mehrzahl der Jugendlichen ist, wie die beschriebenen soziologischen Erkenntnisse zeigen, vergleichsweise familienorientiert (auch im Vergleich zu früheren Generationen). Die Wahrscheinlichkeit ist daher hoch, dass ausgesprochen viele trotz anders lautender Vorurteile eben nicht »aus der Kirche herauskonfirmiert« werden, sondern bei allem, was auch die Familie betrifft, wieder an gottesdienstlichen Veranstaltungen teilnehmen. Das beginnt bei Schulgottesdiensten zum Ende der 10. Klasse, ist dann wieder unübersehbar bei Hochzeiten, Taufen und natürlich Bestattungen der Fall. Wo es Krabbelgruppen, kirchliche Kindertagesstätten mit Andachten und Kindergottesdienste gibt, kommt der Kontakt auch an diesen Stellen im zukünftigen Familienleben zum Tragen. Weihnachtsgottesdienste und mancherorts Erntedankfeiern oder Gemeindefeste bieten gute Chancen zur Begegnung mit gottesdienstlichem Handeln in der Zukunft. Dadurch kann das Lernen im Umkreis um den Gottesdienst herum eine auch für die Jugendlichen nachvollziehbare Anwendungsperspektive bekommen. Dass Trauzeugen oder Paten Lesungen und Fürbitten übernehmen, ist inzwischen üblich geworden. Die gemeinsame Auswahl von Liedern bei Kasualien wird sehr unterschiedlich gehandhabt. Doch es versteht sich eben auch für die Jugendlichen, dass diese Kenntnisse und vor allem auch die Fähigkeit zur konkreten Anwendung in der Zukunft hilfreich sein werden. Was und wie wer wo segnet, wann und wie eine Nottaufe möglich ist, sind Fragen, die sich eng damit verknüpfen lassen. Der Akzent auf diesen doch sehr spezifischen Erprobungen ist dabei durchaus etwas anderes als eine Förderung der eigenen Wahl spiritueller Formen oder ein (Er-)Lernen des agendarischen Sonntagsgottesdienstes. Deutlich tritt hier die Familie als Bezugsgröße hervor. Die grundsätzliche Hochschätzung gottesdienstlicher Feiern an den Wendepunkten der familialen Lebensgeschichte ermutigt, konkret danach zu fragen, wie dies in der Konfirmandenzeit gottesdienstlich abgebildet wird. Zu prüfen ist aber auch, welche Kompetenzen die Jugendlichen dafür brauchen. »Kasualien feiern zu können« firmiert damit als kompetenzdidaktisch

beschreibbare Dimension von Gottesdienst(en) in der Konfirmandenzeit. Ein gewisses Risiko besteht darin, dass unter der Hand Gottesdienst pädagogisch verzweckt werden könnte: Was mit der Problematik individueller Beliebigkeit im Bereich der ersten Dimension kritisch wahrgenommen wurde, begegnet hier als Problem einer Orientierung an Nützlichkeitsabwägungen. Von daher ist es sinnvoll, stets auch zu prüfen, welche Impulse sich aus der Orientierung an der Ortsgemeinde und ihren Formen ergeben.

Zum Dritten: Für viele Jugendliche ist Verlässlichkeit und Sicherheit ein wichtiger Aspekt im Leben. Es ist durchaus berechtigt, eine (bei allen Entwicklungen) Jahrzehnte übergreifende Wiedererkennbarkeit am Sonntagmorgen zu pflegen. Konfirmandinnen und Konfirmanden beteiligen sich mit praktischen Übungen und eigenem Mitwirken und sind eingeladen teilzuhaben. Wenn dann Sonntagsgottesdienste Jahre später wieder einmal besucht werden, mag sich ein Gefühl von Sicherheit einstellen, wenn Kontinuität erfahren wird: »Solch ein Fürbittengebet habe ich damals selbst formuliert«; »von diesem Pult habe ich bei der Lesung gesprochen«. Die Erfahrung zeigt, dass dieser Rückbezug und das (Neu- oder) Wieder-Entdecken von Sonntagsgottesdiensten nur einen sehr geringen Prozentsatz der Jugendlichen später betreffen wird. Dennoch: Es kann ein Gewinn sein, sich an die gelernten und damals eigenständig durchgeführten »alten« Formen zu erinnern und so Verlässlichkeit zu erleben. Beheimatung in dieser Weise anzubahnen, ist durch die gebotene regelmäßige Mitwirkung aufwändig.

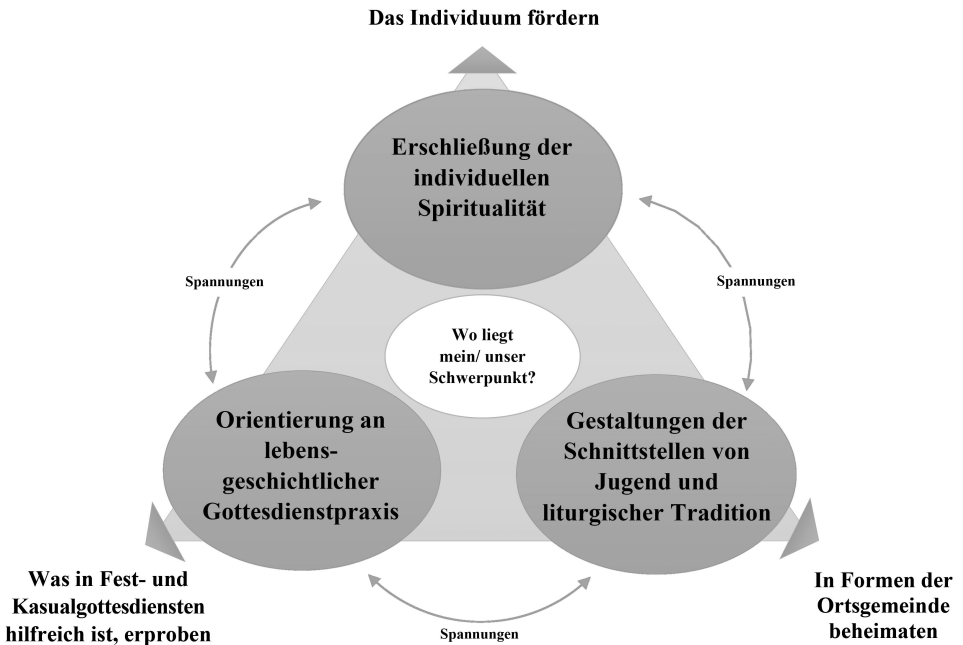
In dieser Dimension liegt der Akzent auf der Parochie mit ihren oftmals auf Regelmäßigkeit und Verbindlichkeit angelegten Formen der Partizipation einer kleineren Zahl von Kirchenmitgliedern. In theoretischen Betrachtungen firmiert diese Variante des Gottesdienstes (mit ihrer bestimmten Zeit) oft als sog. Mitte gemeindlichen Lebens. In der Realität wird dies auch bei größeren Gruppen nur wenige Jugendliche betreffen. Wer Jugendlichen insgesamt eine Art des »Probewohnens in der Kirche« (H. Schröer) anbieten möchte, darf und kann damit auch die Hoffnung auf eine Neu- bzw. Weiterentwicklung dessen verbinden, was wir uns unter Gemeinde und Kirche vorstellen. Wir nutzen den

Begriff der »Schnittstellen«, weil es um eine gemeinsame Entwicklung aller Seiten gehen sollte: Kerngemeinde, Jugendliche und die Form am Sonntagvormittag. Gewehrt wird damit sowohl individualistischen Engführungen als auch operationalisierbaren Verzweckungen oder Nützlichkeits erwägungen. Gleichwohl besteht dabei stets die Gefahr, die eigene Vorstellung von Gottesdienst und Gemeinde zum Zielpunkt der Überlegungen zu machen und dabei Enttäuschungen zu erleben, weil dadurch sowohl die Konfirmandinnen und Konfirmanden als auch deren Familien aus dem Blick geraten können.

In der Graphik haben wir zwischen den Dimensionen doppelseitige Pfeile platziert, um auf die bleibenden Spannungen hinzuweisen, die sich in begrenzter Zeit nicht so einfach in ein gleichberechtigtes Neben- und Miteinander auflösen lassen. Gerade im Blick auf die Jugendlichen spricht viel dafür, einen Aspekt intensiver anzugehen und so Tiefe zu ermöglichen.

Im Blick auf die eigene Kirchengemeinde empfiehlt es sich daher, einen Schritt zurückzutreten und sich auf einen Prozess der Wahrnehmung und Reflexion einzulassen, gemeinsam mit den anderen, die an der Konfirmandenzeit und ihrer Gestaltung wesentlich beteiligt sind, und mit den Verantwortlichen der Gemeindeleitung. Dabei sollten einerseits die drei Dimensionen jeweils mit ihrem berechtigten Gewicht Berücksichtigung finden. Andererseits sollte nicht übersehen werden, dass die Zeit kaum für all diese Aspekte reicht und deutliche Akzente ihre Berechtigung und oft eigene Nachhaltigkeit haben. Diese Klärungen werden zum Teil spannungsvoll sein, sind aber Teil notwendiger Ausbalancierung unterschiedlicher Interessen und führen im besten Fall zu einer Lösung, die alle mitvollziehen können. Entscheidungen wirken auf die jeweiligen Gottesdienstgemeinden (im Plural) und sicherlich auch auf den Charakter der Gottesdienstvarianten zurück. Dies gilt es zu berücksichtigen, um die Stärken und Schwächen der Konzeptionen abzuwägen und gemeinsam zu klären, was dies auch für die eigene Gottesdienstkultur bedeutet.

Schaubild:
Mit Konfirmandinnen und Konfirmanden Gottesdienste feiern



Für die anzustrebenden Klärungsprozesse unter den Verantwortlichen können die folgenden Fragen eine Hilfe sein:

- Welche Dimensionen werden bei uns schon jetzt betont?
- Wo liegen in diesem Dreieck unsere Gaben? Bei welchen Vorstellungen schlägt unser Herz? Wo wollen wir im Blick auf die Jugendlichen den Schwerpunkt setzen?
- Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für unsere Verortung in den aufgezeigten Spannungsfeldern? Welche Einschränkungen müssen wir damit in Kauf nehmen?
- Was heißt dies rückwirkend für die Gottesdienste, ihre Teilnehmer und Teilnehmerinnen und die Durchführung?

Welche Fragen sich schon mit Detailaspekten verbinden können, sei abschließend an einem kontrovers debattierten Beispiel veranschaulicht – der Gottesdienstpflicht der Konfirmandinnen und Konfirmanden. Aus der Perspektive der Beheimatung in den Formen der Ortsgemeinde scheint manches dafür zu sprechen: Wer beheimatet werden soll, muss regelmäßig dabei sein. Gegen Trends der Beliebigkeit und Nützlichkeitsabwägungen wird so unter Umständen gar ein Zeichen gesetzt. Wer das so will, bewegt sich in der von uns entsprechend betitelten *Dimension der Beheimatung* und muss sich in aller Regel bewusst sein, dass nur ein geringer Teil in der Ortsgemeinde dies irgendwann goutieren wird, wie Statistiken zur sonntäglichen Gottesdienstteilnahme zeigen. Einen neuen Akzent in Fragen der Verpflichtung bringt vermutlich die Option, zu anderen kirchlichen Formen einzuladen: Es ist je nach regionaler Situation durchaus möglich, eine breite Vielfalt von Gottesdienstformen zum »Arbeitsprogramm« zu machen, ohne damit die Zahl von Besuchen zu senken. Wer dabei auch Kasualien und Festtage im Blick behält, kann die entsprechende Dimension akzentuieren. Ob all dies allein zur Förderung und Entdeckung eigener, präferierter Formen von Spiritualität führt, kann bezweifelt werden. Hier dürfte der sichere Raum einer guten Gemeinschaft unter Jugendlichen sowie Teamerinnen und Teamern weiterführen, wenn vor allem Letztere für sich selbst solche Formen gefunden haben. Wieweit sich diese kleinen Formen einer begrenzten Jugendgruppe mit verpflichtenden Zahlen verbinden lassen, muss situativ entschieden werden, in kleinerem Maßstab ist es jedoch denkbar. Beispielsweise ist es möglich, dass die Frage der Stempelkarte oder ähnlicher Instrumente zum Anlass einer grundsätzlichen konzeptionellen Klärung und eines transparenten Dialoges über die Zielsetzungen der gemeindlichen Gottesdienste werden kann.

Praktische Anregungen



3. Praktische Anregungen

Allen Entscheidungen über Häufigkeit des Besuches, über Orte, Zeiten oder Elemente des Gottesdienstes der Jugendlichen geht aus unserer Sicht eine grundlegende Reflexion des ortsgemeindlichen Gottesdienstprogramms in seiner tatsächlichen Vielfalt voran, und zwar zunächst ganz allgemein und dann damit verschränkt auch mit Blick auf die Konfirmandinnen und Konfirmanden.

Die Reflexion der vorgeschlagenen drei Dimensionen bietet eine Orientierung. In gemeindlichen Prozessen sollte mit allen Beteiligten geklärt werden, welche Präferenzen gewählt werden und welche Konsequenzen mit den Entscheidungen verbunden sind. So können Gemeinden zu (neuen) Konzepten finden, die zur eigenen Situation passen, Wünsche und Sorgen ernst nehmen und gemeinsam Kirche vor Ort auf Zukunft hin gestalten. Unsere Vorschläge in diesem Kapitel verbinden viele unterschiedliche Möglichkeiten und Ansätze. Sie sind als Steinbruch und Anstoß für eigene Überlegungen gedacht. Es geht selbstverständlich nicht darum, dies alles umzusetzen; das kann nur Frustrationen auslösen. Angesichts der Vielfalt von Gemeinden kann aber die Fülle der Ideen je nach Situation an anderen Punkten zum Weiterdenken und Neukonzipieren führen. In diesem Sinne sind die zwölf Punkte zu lesen.

3.1 Bausteine

3.1.1 Gottesdienst – Pflicht?

Die Verpflichtungen von Jugendlichen rund um den Gottesdienst haben eine lange Tradition, die schon damit anfangen konnte, den Blasebalg der Orgel zu treten. Vor dem Hintergrund des geschilderten evangelischen Gottesdienstverständnisses empfiehlt es sich, einerseits eine weite Spanne unterschiedlichster Gottesdienste im Blick zu haben und andererseits eine Fülle von Aufgaben, die den unterschiedlichen Gaben und Interessen der Jugendlichen entsprechen. Je nach Fokussierung der beschriebenen Dimensionen können dabei Verpflichtungen unterschiedlich akzentuiert werden.

In jedem Fall sollten statt stereotyper Auflagen zum Besuch von Gottesdiensten eher Verpflichtungen zu eigenständigen Tätigkeiten bestehen, die je nach Gaben ausgewählt werden können. Vom Verteilen von Gesangbüchern und Arrangement des Altarschmucks bis zu Lesungen oder gar Musizieren reichen hier die Möglichkeiten (vgl. auch 3.1.10 Beteiligt sein).

Im Sinne der Dimension der Beheimatung kann verpflichtend sein: »normale« Sonntagsgottesdienste zu besuchen und sukzessive kleine Aufgaben zu übernehmen. Dies gilt auch für Abendmahlgottesdienste oder für solche, in denen die Kerngemeinde enger zusammenrückt, wie Freiluftgottesdienste zu Himmelfahrt oder Pfingstmontag, Osternachtgottesdienste oder Silvester. Darüber hinaus bietet die Spanne des Kirchenjahres mit Advent oder Passionszeit, Erntedank oder Totensonntag viele Anregungen.

Im Sinne einer familial-lebensgeschichtlichen Dimension können verpflichtend sein: mit gewissem Fingerspitzengefühl an größeren, offiziellen Bestattungsfeiern teilzunehmen, die einzelnen oder kleinen Gruppen empfohlen werden können. Entsprechend werden Hochzeiten und Taufen, aber auch weiterreichende Einweihungen von Gebäuden oder Feuerwehrgagen, Jubiläen verschiedenster Art, Schulgottesdienste anderer Klassen (wie zum Schulabschluss) und regionale Formen wie Altstadtgottesdienste, Friedensgebete, interreligiöse Feiern, aber auch die

Kirchweih der katholischen Nachbargemeinde besucht. Hinzu kommt die Möglichkeit der Mitarbeit als zeitweilige/r Teamer/in bei Kinder- und Krabbelgottesdiensten, die Mitwirkung bei Kindergartenandachten usw.

Sollte es nicht möglich sein, die Kasualgottesdienste zu besuchen, können auch eingeladene Personen von ihren Erfahrungen berichten bzw. verpflichtende Interviews eingeführt werden. Friedhöfe, Trauerkapellen, aber auch sogenannte »Hochzeitskirchen« gehören dann zum festen »Programm«. Gerade weil an diesen Orten und in diesen Gottesdiensten Kernstücke christlicher Überlieferung auftauchen, erleben die Jugendlichen unmittelbar, »wozu es hilfreich sein könnte«, diese zu kennen und mitvollziehen zu können.

Im Sinne der Dimension individueller Spiritualität kann verpflichtend sein: die Ausschöpfung der Vielfalt von kleineren und größeren Formen in der eigenen, aber auch fremden Gemeinde. Wir denken etwa an Musik zum Markt, Taizégottesdienste, Mundartgottesdienste, Thomasmessen, Go-Special, Familien- und Jugendgottesdienste, aber auch an Kinder- und Krabbelgottesdienste, Andachten im Altenheim, Stille Zeit am Samstagabend usw. In diesen Gottesdiensten wird im Vergleich mit den oben genannten noch einmal eine weitere spirituelle Vielfalt deutlich. Denkbar ist hier auch der ökumenische oder gar interreligiöse Blick über den eigenen Tellerrand. Gerade in dieser Dimension sollten aber auch Andachten, Gottesdienste und ganz allgemein kleine religiöse Formen in der Kerngruppe der zu Konfirmierenden fest zum verpflichtenden Programm gehören. Dabei können Varianten der Beteiligung mal weiter (z.B. Gebetsanliegen notieren), mal konkreter gefasst werden, so dass sich im geschützten Raum der Gruppe eigene Präferenzen anbahnen können.

Die Verantwortlichen stehen nun vor der Aufgabe, diese weite Spanne im Blick auf die kurze Konfirmandenzeit in den Blick zu nehmen und zu fokussieren. Wird dann noch die Frage diskutiert, wie in den unterschiedlichen Perspektiven jugendspezifische Bedürfnisse, jugendliche Zeitpläne, Mentalitäten und milieuspezifische Prägungen berücksichtigt werden können, wirkt dies u. U. auch zurück auf das ortsgemeindliche Gottesdienstprogramm. Dieses Gottesdienstprogramm wird sich auch dadurch verändern, dass Jugendliche vermehrt eigene

Tätigkeiten einbringen, die den Begrüßungs- und Vorstellungsgottesdienst überschreiten (vgl. 3.1.10 Beteiligt sein).

Für Beobachtungen und die Mitwirkung in der Bandbreite der Dimensionen hat sich die Anfertigung einer Wandzeitung bewährt: Für jeden Monat des Jahres wird ein Plakat hergestellt, auf dem sämtliche gottesdienstlichen Feiern (inkl. Andachten und Kasualien) verzeichnet sind. Die Plakate hängen nebeneinander an einer freien Wand, so dass das gesamte Gottesdienstjahr auf einen Blick sichtbar wird. Mit farbigen Klebepunkten werden diejenigen Anlässe markiert, die für Jugendliche besonders erlebnisintensiv sind (z.B. grün), die in besonderer Weise familiär oder biografisch für Jugendliche relevant sein können (z.B. rot), und solche, die für das Leben der Kirchengemeinde besonders wichtig sind (z.B. blau). Entsprechend dem gemeindlichen Fokus können selbstverständlich auch andere Einteilungen gewählt werden.

Um eine angemessene Frequenz zu organisieren, bietet sich der Einsatz eines »Konfi-Passes« an. Bei den wöchentlichen Treffen bzw. an sog. Konfi-Tagen reservieren die Unterrichtenden ein Zeitfenster für Empfehlungen gottesdienstlicher Feiern in der nächsten Zeit, nehmen Anmeldungen für Mitwirkung entgegen und vermitteln begleitende Kontaktpersonen. Bei den wöchentlichen bzw. monatlichen Treffen in der Gruppe sollte immer auch etwas Zeit sein für Berichte über besuchte Gottesdienste: Was hat den Jugendlichen gefallen? Wo haben sie sich gelangweilt oder geärgert? Auf diese Weise wird einem schlichten Abhaken gewehrt, werden Besuche mit Unterricht und persönlichen Erfahrungen verflochten und können Kommentare und Gespräche auf die Gottesdienstkultur rückwirken.

3.1.2 Ein »ungünstiges« Alter für den Gottesdienstbesuch?

Auch wenn für die Konfirmandenzeit bereits Alternativen (z.B. KU 3/8) entwickelt wurden, werden i.d.R. Jugendliche im Alter von 14 Jahren bzw. im 8. Schuljahr konfirmiert. In dieser Zeit befinden sie sich in einer Entwicklungsphase, in der sie größere Selbstständigkeit, Eigenverantwortung

und Selbstbestimmung einfordern, lernen und entwickeln. Es ist sicher keine einfache Lebensphase. Die Konfirmandenzeit kann Jugendliche in ihren Entwicklungsprozessen konstruktiv begleiten, zur Auseinandersetzung mit einem fraglich gewordenen Kinderglauben und anderen Sicherheiten der Kinderzeit beitragen. Der Wunsch, die Konfirmandenzeit gezielt von der Perspektive der Jugendlichen her zu denken und zu gestalten, knüpft hier an. Gottesdienst als Raum der Selbstbesinnung, des Zur-Ruhe-Kommens und der Gemeinschaft mit anderen kommt daher große Bedeutung zu. Wenn Erwachsene den Gottesdienst häufig als einen Ort bezeichnen, in dem sie seelisch »durchatmen« können, den »Kopf frei« kriegen, wo eine Stunde lang »niemand was von mir will«, so kann das Gleiche in eigener Weise auch für Konfirmandinnen und Konfirmanden gelten. Wer diese Perspektive der einzelnen Jugendlichen wahrnimmt, wird zögerlicher sein, im Gottesdienst so zu handeln, dass Jugendliche ihn als Zwang, Gängelung, Bloßstellung o.Ä. erleben.

Es ist ein Alter mit Konfliktpotenzial – und das ist im Rahmen einer guten Entwicklung auch richtig so. Gerade in der Konfirmandenzeit können den Jugendlichen Menschen begegnen, die dies aushalten und ihnen im Gottesdienst eigene Räume anbieten. Keine Frage: Störungen können und sollen besprochen werden – aber nicht von der Kanzel herab. Und vieles lässt sich mit Humor bewältigen! Wenn Jugendliche beim Singen und Beten »den Mund nicht aufmachen«, so darf das kein Anlass zu Kritik sein: beobachtende und prüfende Teilnahme ist eine legitime Haltung, die Jugendlichen ebenso wie erwachsenen Gottesdienstbesuchern zusteht. Wir wissen, dass Begegnungen und Erfahrungen mit wohlwollenden Erwachsenen in der durchaus krisenhaften Adoleszenz lebensgeschichtlich bedeutsam sein können – wenn dazu auch Erfahrungen im Gottesdienst gehören, umso besser.

3.1.3 Vernetzungen

In den Richtlinien der Landeskirchen klang es schon an: Zwischen den wöchentlichen oder monatlichen Treffen und dem gottesdienstlichen Leben

der Ortsgemeinde sollte eine Verbindung bestehen. Der reformatorisch so wichtige Zusammenhang zwischen Verständlichkeit und Gemeinschaftsbezug, zwischen Didaktik und Liturgie, wird so aufgenommen. Deshalb gehört das Berichten von schönem und problematischem Erleben im Gottesdienst in die Treffen der Konfirmandengruppe, Informationen über gottesdienstliche Formate und Abläufe ebenso (vgl. oben unter 3.1.1).

Unabhängig von der empfohlenen Akzentsetzung bei den Dimensionen ist festzuhalten: Themen aus der Konfirmandenzeit und Exponate aus dem Unterricht können in die Gottesdienstgestaltung einbezogen werden; dies gilt insbesondere für den Sonntagsgottesdienst: Einerseits erleben die Jugendlichen so, dass sie Teil des Ganzen sind, andererseits dient es der Wahrnehmung durch die Gottesdienstgemeinde. Auch mit Gesprächen über den Predigttext des Folgesonntags wurden gute Erfahrungen gemacht: Meinungen und Ansichten der Jugendlichen können den oft professionell verengten Blick auf einen Bibeltext befreien. Jugendliche erwarten dann gespannt, was Pfarrer oder Pfarrerrinnen am Sonntag aus ihrem Gespräch verarbeitet haben. Themen und Lieder aus der Konfirmandenarbeit werden in die Gestaltung der Liturgie eingebracht. Im Rahmen der Mitteilungen wird immer wieder einmal aus der Konfirmandenarbeit berichtet: Fahrten, Themen, Aktionen der Gruppe interessieren auch andere, die den Gottesdienst besuchen. Ein solch kleiner Baustein ist an jedem Sonntag möglich, eine Passage, die sich auf Jugendliche bezieht, fast in jeder Predigt. Auf diese Weise werden entsprechend der Dimension der Beheimatung Schnittstellen zwischen Jugendlichen und Tradition gestärkt. Jugendliche können erleben: Wir gehören dazu; was uns beschäftigt, ist auch für andere von Interesse; wir sind als Konfirmanden und Konfirmandinnen lebendiger Teil der Ortsgemeinde – und sei es auf Zeit. Das ist lebensgeschichtlich und individuell eine ermutigende Erfahrung und wird auch auf die Kerngemeinde nicht ohne Einfluss bleiben.

Wenn besondere Jubiläen anstehen oder besondere Kinderbibeltage, ist es sinnvoll, durch die Bitten um Mithilfe auf diese Gottesdienstformen aufmerksam zu machen und auch auf dieser Ebene Erfahrungen anzubahnen.

Schließlich sollte die Chance genutzt werden, ganz unterschiedliche Menschen und Aufgaben im Zusammenhang mit Gottesdiensten ins Gespräch zu bringen: Kirchenvorsteherinnen, Kirchenvorsteher und Eltern, Organistinnen, Organisten und Jugendliche aus der Schulband, Seniorinnen und Jugendliche usw.; dies kann durch gemeinsame Runden, Besuche, Interviews und vieles mehr initiiert werden (siehe auch unter 3.1.7 Gottesdienstpaten); weiterführend ist dabei eine gemeinsame Aufgabe und gemeinsames Arbeiten an Formen oder Inhalten.

3.1.4 Wo und wann feiern wir?

Aus der Perspektive vieler Menschen in der Ortsgemeinde ist klar: Die meisten Gottesdienste finden im Kirchengebäude vor Ort statt. Oft besteht eine besondere Bindung an die Kirche, weil Eltern und Großeltern den Bau oder die Renovierung der Kirche mitfinanzierten, weil bestimmte Einrichtungsgegenstände sie an ein besonderes Ereignis erinnern oder weil einzelne Familien noch Namensschilder aus früheren Jahrhunderten auf den Kirchenbänken haben. Wegen dieser Bindung ist es schwer, den Gottesdienstort zu wechseln, auch wenn der Raum aus heutiger Sicht nicht immer optimal ist: unbequeme Sitze, schwer oder nicht heizbar, nicht zur Gemeindegröße passende Raumgröße, kalte Betonatmosphäre usw. Dies ist bedeutsamer, als es auf den ersten Blick scheint. Wenn die Jugendlichen keinen Bezug zum Kirchengebäude haben, äußern sie sich besonders kritisch gegenüber theologisch eher unwichtigen Rahmenbedingungen wie harten Sitzbänken, zu wenig Licht oder merkwürdigen Gerüchen. Wer also nicht einfach die Erwartungen der Ortsgemeinde an erste Stelle rückt, sondern vor allem die Jugendlichen in den Blick nimmt, kann durchaus fragen, ob es nicht kontraproduktiv ist, in einem Raum, der sinnliches Unbehagen auslöst, Gottesdienst zu feiern. Je nach Situation vor Ort bestehen hier unterschiedliche Reaktionsmöglichkeiten: Es kann sinnvoll sein, die Betonkirche bisweilen durch einen anderen Ort zu ersetzen, um

individuelle Erfahrungen zu fördern; und es ist stets hilfreich, vor den Gottesdiensten eine kirchenpädagogische Einführung zu planen.

Besonders im Blick auf lebensgeschichtliche Aspekte bietet das Kirchenjahr zudem gute Gelegenheiten, außerhalb der Kirche Gottesdienste zu feiern:

- in Altenheim/Kinderheim/diakonischer Einrichtung der Kirche – zu Weihnachten, im Advent oder auch an Wochentagen;
- auf dem Friedhof – je nach regionaler Tradition zu Allerheiligen/ am Totensonntag;
- in der Schule – am Anfang und Ende des Schuljahres;
- in der Natur – zu Pfingsten, zu Ostern;
- in einer Kapelle/ Wallfahrtskapelle – zu Karfreitag;
- mitten in einer Großstadt auf der Straße – am Kirchentag oder anlässlich eines anderen Events im öffentlichen Raum;
- in einer Krankenhauskapelle;
- in einer Waldkapelle – bei einem Gemeindeausflug oder im Konficamp;
- beim Lagerfeuer – während der Freizeit oder je nach regionalen Traditionen beim Osterfeuer, Johannisfeuer, o.Ä.;
- im Jugendraum.

Die letzten Beispiele zeigen, dass fast alle diese Orte zur Förderung jeder der drei Dimensionen in Anspruch genommen werden können. Letztlich gilt im evangelischen Sinne, dass Gott und Mensch sich überall, also nicht nur im Kirchengebäude, feiernd begegnen.

Was die Uhrzeit des Gottesdienstes betrifft, ist die Situation ganz ähnlich: die örtliche Tradition verpflichtet, und die Erwartungen der intensiv Verbundenen in der Ortsgemeinde sind entsprechend, so dass

es keinen großen Spielraum zu geben scheint. Aus individueller und lebensgeschichtlicher Perspektive sieht das allerdings anders aus. Wer hier genauer hinschaut, wird schnell entdecken, dass 10 Uhr am Sonntagvormittag eine Gottesdienstzeit ist, die in Spannung zu Lebensstil und Freizeitgestaltung vieler Menschen steht. Zu fragen ist also: Warum bieten wir diese Zeit an? Und welche Folgen hat das für uns als Kirchengemeinde? Mittlerweile laden deshalb viele Gemeinden ein, auch zu anderen Tageszeiten Gottesdienst zu feiern. Das ist eine Chance, nicht nur die ortsgemeindliche Dimension gottesdienstlicher Feierpraxis zu berücksichtigen – eine Chance nicht nur für die Konfirmandinnen und Konfirmanden. Wer sich wünscht, dass der Gottesdienstbesuch der Jugendlichen nicht auf die Dauer der Konfirmandenzeit beschränkt bleibt, der kann sich fragen, in welchem Verhältnis eigentlich angebotene Zeit und jugendliche bzw. familiäre Interessen stehen. Hier gilt: Was den Jugendlichen gut tut, tut manchmal auch anderen Menschen in der Ortsgemeinde gut. Profitieren können solche Überlegungen von ermutigenden Erfahrungen, die Kirchengemeinden mit anderen Zeiten machen oder auch mit dem Angebot, Gottesdienste mit einer Mahlzeit zu verbinden, was zusätzlich die Gemeinschaft stärkt.

3.1.5 Wo (nur) zwei oder drei ...

Wer sich in der Ortsgemeinde engagiert und regelmäßig den wöchentlichen Gottesdienst besucht, der wird evtl. darunter leiden, dass dieses Engagement nur sehr wenige andere teilen. Umso stärker könnte dann der Wunsch ausfallen, wenigstens die kleine Gruppe der Konfirmandinnen und Konfirmanden (vielleicht sogar nach der Konfirmation) quasi zur »Verstärkung« und Vergrößerung der Gottesdienstgemeinde zu bewegen – eine Erwartung, die nur allzu oft enttäuscht wird. Wer die drei Dimensionen wahrnimmt, für den können in solchen Situationen Chancen, aber auch Grenzen erkennbar werden.

Gerade in der möglichen Orientierung an der Spiritualität der Einzelnen liegt eine besondere Chance bei kleinen Gruppen, von denen

auch die anderen der Ortsgemeinde profitieren: In einer kleinen Runde sind neue Formen oft leichter zu erproben. Jugendliche und Erwachsene können sich persönlich kennenlernen, weil die Konfirmandinnen und Konfirmanden keinen separierten Block bilden (müssen). Gerade nach dem Gottesdienst ergeben sich gute Gelegenheiten zum Austausch. Erwachsene erleben Jugendliche als Teil von Gemeinde und umgekehrt – das alles evtl. in sehr familiärer Atmosphäre. Auch fallen Disziplinprobleme nicht so sehr ins Gewicht.

Allerdings gibt es auch gewisse Einschränkungen, wenn sowohl die Gottesdienstgemeinde als auch die Zahl der Konfirmandinnen und Konfirmanden sehr klein ist. Wenn alle anderen um die Jugendlichen herum älter sind, kann Distanz entstehen. Musik und Singen wirken weniger ermutigend oder Jugendliche fühlen sich »einsam« bzw. »fehl am Platz«.

Wer neben dem Beheimatungsanliegen zugleich die Jugendlichen im Blick behält, der wird manche Nachteile ausgleichen, indem er Möglichkeiten eröffnet, auch Gottesdienste an anderen Orten mit größeren Zahlen zu besuchen: z.B. bei Kirchentagen oder wenn die Konfirmandengruppen der Region gemeinsame Gottesdienste feiern. Darüber hinaus können auch andere Programme (regionales Jugendtreffen, Fest der Konfirmation usw.) für die Altersgruppe organisiert werden.

3.1.6 »Ganz schön verschieden!«

Kaum anderswo ist der Kreis der Teilnehmenden so heterogen wie in der Konfirmandenzeit – das betrifft Milieuzugehörigkeit, Interessen, Bildungsniveau usw. Individuelle Haltungen, Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten differieren. Zugleich setzt gerade die Teilnahme an einem traditionellen, agendarischen Gottesdienst viel voraus. Bedenkt man die Frage der Verständlichkeit, richten sich überlieferte Liturgien eher an Menschen mit formal höheren Bildungsabschlüssen. Der Wunsch in der Ortsgemeinde, Jugendliche hier zu beheimaten, übersieht von daher gelegentlich, wie hoch die Barrieren zum Mitfeiern

und Verstehen sein können. Übrigens: gerade weil die Pfarrerinnen und Pfarrer oftmals selbst in ein bildungsbürgerliches Milieu sozialisiert wurden, fällt ihnen der Perspektivwechsel an dieser Stelle schwer. Wenn es aber keineswegs selbstverständlich ist, einem 15-20-minütigen gesprochenen Text zuzuhören und ihn zu verstehen, steht die Frage im Raum, wie Beheimatung darin möglich ist. Ähnliches gilt für das Mitvollziehen von Ritualen. Solche Unterschiede sind nicht nur für die Konfirmationsgruppen, sondern für die ganze volksskirchliche Gemeinde typisch. Trotzdem haben sich die meisten Gemeinden in ihrer Praxis dafür entschieden, im Sonntagsgottesdienst dem Ansinnen nach keine besonderen Milieus oder Interessengruppen zu begünstigen, sondern einen möglichst einheitlichen, gruppenunabhängigen Gottesdienst zu feiern. Übersehen werden dabei oft einige unterschwellige milieuspezifische Eigenheiten. Einzelne Gemeinden finden eine Lösung darin, dass an jedem Sonntag oder einmal im Monat eine bestimmte Zielgruppe besonders angesprochen wird. Solche Differenzierungen machen es gelegentlich leichter, sich im Gottesdienst zu Hause zu fühlen, weil zumindest in regelmäßigen Abständen alle Gruppierungen der Gemeinde Gottesdienst so erleben, wie es ihrem Charakter und ihren Vorlieben entspricht. Der Wunsch nach einer milieuübergreifenden, gemeinsamen wöchentlichen Form des Feiern wird damit allerdings nur bedingt erfüllt.

Wenn es um die Heterogenität von Konfirmandengruppen geht, ist die sprachliche Vielfalt der Jugendlichen insbesondere in urbanen Regionen wahrzunehmen. Mobilität innerhalb, aber auch außerhalb von Europa gehört zur Realität vieler Gemeinden. Möglicherweise ist im Zusammenhang mit Religion, Beten und Gottesdienst nicht Deutsch die bevorzugte Sprache. Solche Herausforderungen betreffen letztlich die gesamte Ortsgemeinde und liegen im Spannungsfeld zwischen ortsgemeindlichen liturgischen Traditionen und individuellen Lebenslagen. Gottesdienst kann unter inklusiven Gesichtspunkten Chance und Bereicherung für Jugendliche und Erwachsene darstellen, wenn transparent ist, welche Ziele und Präferenzen die eigenen Entscheidungen bestimmen. Dies gilt auch für die Frage, ob und wie Menschen mit

besonderen Herausforderungen, d.h. insbesondere körperlichen oder geistigen Einschränkungen, zum Mitfeiern eines Gottesdienstes eingeladen sind. Zu prüfen ist bei konzeptionellen Entscheidungen für oder gegen bestimmte liturgische Formen stets:

- Gibt es Impulse für alle Sinne?
- Gibt es außer der Predigt, die den Verstand anspricht, auch weitere, nonverbale oder symbolische Angebote, die Gottes Nähe vermitteln?
- Kann ein/e Rollstuhlfahrer/in mühelos in die Kirche fahren, einen Platz finden und dann zum Altar fahren, wenn Abendmahl gefeiert wird?
- Haben Menschen, die aufgrund einer psychischen Krankheit eher ungerne Kontakt mit anderen aufnehmen, die Möglichkeit, sich in der Kirche abzugrenzen?

3.1.7 Wo sitzen wir?

Wer die Kirche betritt, muss eine Entscheidung treffen: Wo ist mein Platz? Die Freiheit der Platzwahl besteht erst seit Aufhebung der Kirchstuhlrechte. Bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts waren »klassenweise« oder individuelle Platzzuweisungen in manchen Regionen wirksam. Platzrechte konnten vererbt oder käuflich erworben werden. Vor allem im ländlichen Raum wirken solche Bräuche und Regelungen noch nach.

Die freie Platzwahl bringt es mit sich, dass Menschen darauf bedacht sind, sich einen »persönlichen Umraum« zu sichern. Sie suchen Abstand und Schutz vor Blicken oder Körperwahrnehmungen und achten die Distanzbedürfnisse anderer. Wer nicht gerade Freunde und Bekannte entdeckt, setzt sich u.U. nicht sehr dicht in die Nähe Anderer, sondern wahrt Distanz. Das gilt nicht nur für den Abstand unterein-

ander, sondern oft auch zum Bereich von Altar und Kanzel, die Gottes Gegenwart und Heiligkeit symbolisieren. Vor allem aus diesem Grund bleiben Plätze in den ersten Reihen häufig unbesetzt. Die Wahl des je »eigenen« Platzes hat Auswirkung auf Bereitschaft und Intensität innerer und äußerer Beteiligung am gottesdienstlichen Geschehen.

Eine Orientierung an den Jugendlichen heißt dann einerseits, ihnen freie Platzwahl im Gottesdienst zuzugestehen, andererseits aber auch verschiedene Grade von Nähe und Distanz erproben zu lassen: Methodisch liegt nahe, zu Beginn der Konfirmandenzeit mit der Gruppe gemeinsam den Kirchenraum zu erkunden und Aneignungen des Raumes anzubahnen. Die Jugendlichen erforschen zu zweit den Kirchenraum und probieren verschiedene Plätze aus. Am Ende entscheiden sie sich für ihren »Lieblingsplatz« und lassen sich dort fotografieren. Diese Fotos erhalten sie dann in der nächsten Stunde, in der über die Lieblingsplätze gesprochen wird. Das anfängliche Ausprobieren der Plätze durch die Konfirmandinnen und Konfirmanden könnte auch öffentlich im Gottesdienst mitgeteilt werden. Möglicherweise wollen manche Gruppen gern die Plätze einnehmen, die schon seit Generationen für die Konfirmandinnen und Konfirmanden reserviert sind. Möglicherweise wollen einige einzeln oder nur mit der besten Freundin oder dem besten Freund inmitten der Erwachsenen Platz nehmen. Wer sich für die freie Platzwahl der Konfirmandinnen und Konfirmanden entscheidet, sollte auch Störungen anderer Gottesdienstbesucher durch die Jugendlichen mit diesen besprechen und gemeinsam überlegen, welche Plätze Störungen begünstigen.

Die Platzwahl in der Kirche scheint uns auch in Hinblick auf eine spätere, *lebensgeschichtlich orientierte Gottesdienstpraxis* bedeutsam. Bei Kasualien wie Taufe und Trauung sitzen die »Hauptpersonen« in der Regel in der ersten Reihe. Die Gruppe kann diese Orte im Kirchoraum ausprobieren, Eindrücke und Empfindungen anschließend teilen.

Aus der *Perspektive ortsgemeindlicher Traditionen* und Interessen kann es letztlich durchaus zu Spannungen mit Blick auf eine freie Platzwahl der Jugendlichen kommen. Manchmal gibt es in einer Kirche festgelegte Plätze für die Konfirmandengruppe, z.B. in den ersten Rei-

hen oder im Querschiff. Dahinter kann der Wunsch stecken, dass die Verantwortlichen schnell auf eventuelle Störungen reagieren können. Bisweilen signalisieren die Jugendlichen von sich aus Bereitschaft, solche Traditionsplätze einzunehmen. Insgesamt gilt es abzuwägen, ob die Entscheidung für einen gemeinsamen Ort der Jugendlichen im Gottesdienstraum auch aus ihrer Perspektive sinnvoll erscheint oder ob lediglich disziplinarische Motive dahinter stehen. Bei Platzierungen im Seitenschiff oder auf der Empore droht immer auch, dass die Jungen und Mädchen sich als abgeschoben erleben und räumlich eben nicht zur Gemeinschaft gehören.

Eine gute Möglichkeit, Spannungen produktiv aufzunehmen, sind »Gottesdienstpaten«. In der Regel sind das Mitarbeitende in der Gemeinde oder Mitglieder des Kirchenvorstandes. An einem gemeinsamen Abend zu Beginn der Konfirmandenzeit lernen beide Seiten sich kennen und die »Paare« bilden sich. Eine Gottesdienstpatin verabredet sich mit ihrem »Patenkind« zum Gottesdienst, beide sitzen beieinander. Es gibt Gespräch, Information, vielleicht gemeinsam durchgeführte Aufgaben im Gottesdienst (z.B. Kollekte sammeln). Auf diese Weise wird auch das Bewusstsein einer Gemeinschaft im Gottesdienst gestärkt.

3.1.8 Wie reden wir?

Konfirmandinnen und Konfirmanden – und nicht nur sie – erleben die gottesdienstliche Sprache in Liturgie und Predigt häufig als unverständlich und lebensfern. Es mangelt ihr an Klarheit, Sinnlichkeit, Humor. Stattdessen begegnen in liturgisch wiederkehrenden Stücken und in Predigten andernorts scheinbar veraltete Begriffe und Wendungen, abstraktes Denken und Formulieren, lange diskursive Rede, voraussetzungsreiche Erörterungen. Große Worte der Tradition (Gnade, Sünde, Buße, Freiheit usw.) werden reichlich verwendet, aber nicht immer lebensnah erschlossen. Lebendige Geschichten und plastische Bilder, von denen die Bibel eigentlich genug enthält, bestimmen die Verkündigung trotz Entwicklungen der letzten Jahre noch immer zu

wenig. Zudem fällt es nicht unbedingt leicht, milieuspezifische oder altersspezifische Lebenswelten homiletisch angemessen zu berücksichtigen. Biblische Lesungen nach der Lutherübersetzung enthalten bei aller sprachlichen Schönheit oft unverständliche Vokabeln und schwierige Satzkonstruktionen. Nicht nur bildungsferne Jugendliche werden so exkludiert und der Eindruck vertieft sich: Das ist nicht meine Welt! Die Sprache der agendarischen Gottesdienste erschwert darüber hinaus vielen Jugendlichen (und kirchenfernen Gottesdienstteilnehmenden) die aktive Beteiligung, weil sie oftmals milieuspezifischen Präferenzen folgt. Eine Orientierung an den Jugendlichen behält ungeachtet aller ortsgemeindlichen Interessen diese Spannung im Blick und fragt, was für gelingende Kommunikation über verbale Formen hinaus nötig ist. Allerdings liegt die produktive Aufnahme dieser Spannung eben auch nicht darin, gottesdienstliche Sprache den rasch wechselnden Jugendjargons anzupassen. Das würde schnell als Anbiederung empfunden. Insgesamt bieten Anregungen aus dem Kindergottesdienst oder der Familienkirche Möglichkeiten, traditionelle Formen und lebensweltbezogene Kommunikationskulturen zu verbinden. Elementarisierung ist notwendig und »Leichte Sprache« ihr Medium. Leichte Sprache und Elementarisierung sind nicht mit Banalisierung und Infantilisierung zu verwechseln. Vielmehr geht es darum, das Wesentliche klar auszusprechen, die Gedanken innerhalb eines Satzes zu begrenzen, keine langen Schachtelsätze zu formulieren. Aktiv und in direkter Rede mit Verben zu sprechen und Fachwörter zu vermeiden oder wenigstens zu erklären, ist hilfreich. Wir sollten positive Formulierungen wählen und nicht alle biblischen Grundlagen als bekannt voraussetzen. Und auf die Länge der eigenen Rede ist zu achten!

Ermutigende Erfahrungen machen viele Menschen mit dem Erzählen von Geschichten. Geschichten gehören zum christlichen Glauben. Eine Geschichte ist immer dann gut, wenn sie lebensnah und echt ist, sich moralischer Urteile enthält. Eine gute Geschichte konfrontiert Hörende mit den Wundern, den Widersprüchlichkeiten und Absurditäten des Lebens. Sie beschönigt weder noch macht sie schlecht; sie führt ins eigene Nachdenken. Eine gute Geschichte stärkt Zuversicht ins Leben.

Gerade in den großen Erzählungen der Bibel fallen ortsgemeindliche Interessen, die Suche der Jugendlichen nach eigenen Haltungen und lebensgeschichtliche Bedeutung bisweilen zusammen. Mit dem Bibliolog bietet sich darüber hinaus eine hilfreiche und kreative Methode narrativer Erschließung von Bibeltexten für die ganze Gottesdienstgemeinde an.

3.1.9 Singen

Musik, vornehmlich gehörte Musik, spielt im Leben der Konfirmandinnen und Konfirmanden eine große Rolle und ist zudem oft Ausdruck des eigenen Lebensstils. »Sie ist Lebenselixier, dient dem Selbstaussdruck, der Darstellung der Person in der Öffentlichkeit, ist gleichzeitig aber auch Rückzugsraum. In der Lebensphase der Identitätsfindung dient sie überdies der Abgrenzung gegen andere.«⁵ Gemeinsam zu singen hingegen, sei es bei den Gruppentreffen oder im Gottesdienst, ist für die Jugendlichen eher fremd. Vielen ist es peinlich. Ihre eigene Stimme erklingen zu lassen, macht einige unsicher. In der Regel sind ihnen auch die gottesdienstliche Musik und die Lieder aus Liturgie und Gesangbuch fremd.

Nun spielen Musik und Singen im Gottesdienst eine wichtige Rolle. Lieder und Gesänge durchziehen und gestalten die Gottesdienstliturgie wie ein roter Faden. Gemeinsamer Gesang ist eine starke und emotional intensive Form aktiver Beteiligung der versammelten Gemeinde am gottesdienstlichen Geschehen. Singen und gemeinsam Musizieren stiftet Gemeinschaft. Aus der Perspektive der Ortsgemeinde besteht daher der berechtigte Wunsch, die Jugendlichen zum Mitsingen der Lieder des Evangelischen Gesangbuches zu ermutigen. Und in lebensgeschichtlicher Perspektive greifen Menschen bei Taufen, Trauungen oder auch Beerdigungen gern auf erinnerungswürdige Lieder der ei-

5 B. Leube 2013, S. 58.

genen Konfirmandenzeit zurück. Gleichwohl stellt das Singen aus dem Evangelischen Gesangbuch in der Konfirmandenzeit eine Herausforderung angesichts der Lebenswelt der Jugendlichen dar. Die Verantwortlichen sollten sich daher Rechenschaft darüber ablegen, welche Motive sie leiten, wenn sie das Gesangbuch in Gebrauch nehmen. Zwei Pole sind denkbar: Der häufige Gebrauch des Gesangbuchs, um möglichst viele Gesangbuchlieder kennenzulernen, oder aber eine stark begrenzte Nutzung des Gesangbuches in der Konfirmandenzeit – um der Jugendlichen willen. Beide Extreme sind jedoch nur in Ausnahmen überzeugend. Sinnvoller ist es im Zweifel, das Gesangbuch in seiner Vielfalt auch als ein Angebot unterschiedlicher Erfahrungen und Sprachformen des Glaubens zu verstehen. Zu prüfen wäre, wo über die Einübung in Traditionen hinaus den Jugendlichen der christliche Glaube konkret, verständlich und anschaulich wird. Inwieweit ermöglicht das Singen Zugang zu Aussagen über Gott? Welche Sprachmuster werden angeboten, die auch Jugendlichen helfen können, sich selbst zu artikulieren?

Die Berücksichtigung von Kirchenmusik und Gesangbuchliedern bedeutet nicht, jugendliches Erleben und Fühlen in Sachen Musik zu vernachlässigen. *Eine Orientierung an den Jugendlichen* und ihrer je individuellen Spiritualität lässt diese mit ihrem eigenen Musikgeschmack auch in den Räumen der Kirche vorkommen und schätzt dies als Bereicherung. Sie können zu Themen des christlichen Glaubens eigene Musik vorstellen. Mithilfe poplarmusikalischer Elemente kann dann zum Beispiel eine szenische Umsetzung biblischer Geschichten ausgestaltet werden. Zu beachten ist, dass viele, scheinbar moderne Musikbeispiele, die Erwachsene auswählen, schon als veraltet empfunden werden können.

Für einen Zugang zu christlichen Liedern braucht es bei den Gruppentreffen einen vertrauten Raum zum gemeinsamen Singen. Dabei stehen regional sicher sehr unterschiedliche »konfigemäße« Lieder im Vordergrund. Im Laufe der Konfirmandenzeit kann eine Art »Top Ten« der beliebtesten Lieder entstehen. Die Konfirmandinnen und Konfirmanden können aus ihrem Repertoire Lieder für den Gottesdienst auswählen. So begegnet ihnen dort Musik, die ihnen von Text und Me-

lodie aus den Gruppentreffen vertraut ist. Um Hemmschwellen zum Mitsingen zu senken, bietet sich die Arbeit mit Sprechgesang bzw. Rap an. Psalmen oder bekannte Gebete können in eigene Reime gebracht werden und zur Aufführung kommen. Mitgestaltung der Lieder kann auch durch den Einsatz von Rhythmus- und Percussioninstrumenten gefördert werden.

Eng verbunden damit ist in *lebensgeschichtlicher Perspektive* der Erwerb von Kompetenzen, die den Jugendlichen einen Zugang zu christlichen Liedern eröffnen, die bei Kasualien vorkommen und die sie auch in Kasualien selbst werden einbringen können. Sinnvoll ist es, den örtlichen Kirchenmusiker oder die Kirchenmusikerin aktiv einzubinden.

Aus ortsgemeindlicher Perspektive und aus dem Wunsch nach *Beheimatung* bietet die Berücksichtigung der Jugendlichen bei Liederauswahl und gemeinsamem Singen viele Chancen für alle im Gottesdienst Versammelten. Im Blick auf das Evangelische Gesangbuch kann eine Orientierung an der »Kernliederliste« hilfreich sein (s. Anhang). Die Kernlieder werden den Themen der Konfirmandenzeit zugeordnet und im Rahmen der Einheit gesungen.

3.1.10 Beteiligt sein

Wir haben eingangs die Motivationsforschung erwähnt, weil sie deutlich macht, dass durch sozial anerkannte eigene Entscheidungen, eigenes Wirken und das Erleben von eigenem Können in einem Gemeinschaftswerk Motivation angebahnt werden kann. Daher ist seit Jahrzehnten anerkannt, dass Konfirmandinnen und Konfirmanden nicht nur irgendwann einmal einen Vorstellungsgottesdienst gestalten sollten. Konfirmandinnen und Konfirmanden sind als Getaufte (bzw. zu Taufende) theologisch ohne jeden Zweifel Gemeinde. So ist durchgehend ihre Verantwortung gefragt. Sie sollen im Idealfall regelmäßig mit eigenständigem Entscheiden und Handeln in den Gottesdienst eingebunden werden, gerade weil evangelischer

Gottesdienst in der Verantwortung und Beteiligung der *ganzen* Gemeinde liegt. Solche Beteiligung der Jugendlichen muss jedoch behutsam angebahnt werden. Im Zusammenhang mit den Pflichten (vgl. 3.1.1), aber auch bei der Frage der Verbindung zum Unterricht (vgl. 3.1.3) haben wir in dieser Hinsicht schon Vorschläge aufgenommen. In den Beteiligungsgraden lassen sich nun Beobachtung, innere (stille) Beteiligung, aktive Beteiligung an gemeinsamen Formen, Mitwirkung sowie Verantwortung und Gestaltung von Teilen oder dem Ganzen unterscheiden:

Wer erstmals oder nach langer Zeit einen Gottesdienst besucht, tut dies in einer Mischung aus Neugier und Erwartung, gepaart mit Verhaltensunsicherheit. Er oder sie verfolgt Liturgie und Predigt aufmerksam und interessiert, wenngleich aus der Distanz – wie ein Theaterstück: *Mal sehen, was die da machen ... hoffentlich mache ich nichts falsch*. Was Jugendliche als Gottesdienstbeobachter/innen wahrnehmen, kann Wirkung entfalten. Wer Menschen für den Gottesdienst gewinnen möchte, muss wissen, wie sie denken und empfinden, was sie anzieht, was sie abstößt. Wer mit Jugendlichen in den Gruppentreffen über ihre gottesdienstlichen Beobachtungen und Erlebnisse spricht, nimmt sie als Teil der »ganzen Gemeinde« ernst. Die einfache Beobachtung wird so schon zu einem ersten beteiligenden Prozess: Wenn sie erleben können, dass ihre Wünsche und Abneigungen, Änderungs- und Verbesserungsvorschläge in der Gottesdienstgestaltung wenigstens zum Teil aufgenommen werden, kann das ihre Einstellung zum Gottesdienstbesuch positiv beeinflussen und Bereitschaft zu innerer und aktiver Beteiligung anbahnen. Es sollte ihnen aber auch das Recht zugestanden werden, den Gottesdienst aus der Distanz wahrzunehmen.

Aktive Beteiligung meint darüber hinaus schlicht den äußerlich wahrnehmbaren Mitvollzug von Handlungen mit allen anderen zusammen: Einnehmen liturgischer Gesten und Haltungen, gemeinsames Sprechen von Glaubensbekenntnis und Vaterunser, Einstimmen in Lieder und Gesänge, Umgang mit liturgischem Material (Gesangbuch, Programmblatt). Menschen, die in liturgischen Traditionen, auch im Singen und chorischen Sprechen allgemein unkundig und ungeübt

sind, stellt schon dieser aktive Mitvollzug des Gottesdienstes vor hohe Anforderungen. Jugendliche empfinden hier noch deutlichere Hemmschwellen als Erwachsene. Damit Konfirmandinnen und Konfirmanden sich in dieser Weise aktiv am Gottesdienst beteiligen können, müssen sie mit dem Ritual des agendarischen Gottesdienstes vertraut sein. Dabei geht es nicht um bloßes Wissen über den Ablauf und einzelne Elemente, sondern um Wiederholen und Ausprobieren. Dies kann in einem geschützten »unterrichtlichen« Raum zunächst separat geschehen und sollte bei Modellen wie KU 3 auch schon in der frühen Phase beginnen. Dazu gehört auch der Umgang mit dem Gesangbuch, das Lesen von Bibeltexten und das Üben von liturgischen Haltungen (Gehen – Sitzen – Stehen, Hände falten usw.).

Beim dritten Aspekt des *gestaltenden Mitwirkens* können Konfirmandinnen und Konfirmanden an eher äußeren Dingen beteiligt werden, wie wir sie oben unter 3.1 schon dargestellt haben (Gesangbuchausteilen, eigenen Blumenschmuck mitbringen etc.). Auf der inhaltlichen Ebene tritt eine *eigene* Auswahl von Liedern, Psalmen und (Bibel-)Texten sowie Segensworten hinzu. Die Pflicht, auf eine selbst gewählte Weise irgendwann mitwirken zu müssen, kann einen sozialen Schutz für die wirklich Interessierten bilden. Ein Konfi-Pass hilft bei der Organisation (vgl. 3.1.1). Niemand aber soll zu einer bestimmten Aktivität gezwungen werden. Jede und jeder kann sich aus einem Pool von Aufgaben etwas aussuchen. Auch die gesamte Gruppe kann beteiligt werden: Im Gottesdienst selbst können alle oder kann eine Teilgruppe mit dem Pfarrer bzw. der Pfarrerin den Psalm im Wechsel mit der Gemeinde sprechen, eigene liturgische Texte (zu Kyrie, Gloria, Tagesgebet, Fürbitten) vortragen oder Lesungen – nach vorheriger Übung – übernehmen. Darüber hinaus kann im Grunde in jedem Gottesdienst mindestens ein kleines (vielleicht nur unscheinbares) Element von den Konfirmandinnen und Konfirmanden ausgehen (vgl. 3.1.3); deutlich wird damit in jedem der Gottesdienste die jugendliche »Mitverantwortung«.

Auch bei den lebensgeschichtlich relevanteren Kasualgottesdiensten können die Konfirmandinnen und Konfirmanden »Äußeres«

übernehmen, wie z.B. bei Taufen das Taufwasser eingießen oder die Taufkerze anzünden. Sie können aber auch »inhaltlich« eingebunden werden und das Taufevangelium oder den Taufspruch verlesen bzw. gute Wünsche für den Täufling vortragen. Für jedes der großen Kirchenfeste können sich Kleingruppen von Konfirmandinnen und Konfirmanden melden, die bei den Vorbereitungen und der Durchführung mitwirken. Mitarbeitende der Kirchengemeinde arbeiten dabei mit den Jugendlichen zusammen. Zu nennen sind: Brot backen und verkaufen beim Erntedankfest; Kerzenaktion in der Osternacht und Mithilfe beim Osterfrühstück; Weihnachtsbaum aufstellen und schmücken für Heiligabend.

Sind Prozessionen üblich, so tragen Jugendliche Wasser, Kerze oder Bibel in die Kirche. Auch beim Abendmahl können Jugendliche mitwirken: Abendmahlsbrot backen, Geräte zur Säuberung hin- und hertragen usw. Die Mitwirkung von Konfirmandinnen und Konfirmanden bei Familiengottesdiensten hat sich vielerorts bewährt. Auch das verbreitete Kollekte-Einsammeln durch Jugendliche sei erwähnt. Nach dem Gottesdienst können die Konfirmandinnen und Konfirmanden helfen, den Kirchenraum aufzuräumen und das Kollektengeld zu zählen. Wenn ein Kirchenkaffee oder ein Gemeindefest nach dem Gottesdienst stattfindet, können sie bei der Bewirtung unterstützen. Mitarbeitende, die die Beteiligung von Konfirmandinnen und Konfirmanden evtl. als Belastung erleben, kann man freundlich zu überzeugen versuchen: Es geht nicht nur um effektive Arbeitsabläufe, sondern um Kommunikation, Beziehung und Beheimatung.

Der Schritt zur eigenen Gestaltung ganzer Gottesdienste ist groß und bedarf einer langsamen und vorsichtigen Annäherung unter Berücksichtigung der jeweiligen Gaben. Erst im Zug einer solchen Entwicklung ist zum Beispiel ein Vorstellungsgottesdienst am Ende nicht etwas Aufoktroiertes, sondern Ausdruck einer Entwicklung in Kenntnis der eigenen Gaben und Präferenzen aller Seiten.

3.1.11 Die Eltern

»Schön, wenn Sie als Eltern Ihre Konfirmandin in den Gottesdienst begleiten!«, ermuntert die Pfarrerin die Eltern am ersten Elternabend oder schon bei der Anmeldung. Wie wir gesehen haben, ist jedoch der Bezug der Jugendlichen zu den Eltern ambivalent. Einerseits hat Familie eine erhebliche bleibende Bedeutung, wie Jugendstudien festgestellt haben, gleichzeitig werden Eltern von vielen altersgemäß als »peinlich« erlebt. Jugendliche sitzen mit ihren *peers* zusammen oder auch ganz für sich, nicht unbedingt bei ihren Eltern. Darin drückt sich weniger mangelnde Bindung oder Zuneigung als ein entwicklungspezifischer Drang zur Ablösung aus. Wenn es um selbst gestaltete Gottesdienste geht, in denen die Jugendlichen etwas von sich und aus der Konfirmandenzeit mitteilen, sind Unterschiede zu beobachten: Manche freuen sich über die Eltern, manche mögen ihre Eltern, Geschwister, Großeltern auf keinen Fall dabei haben. Zu fragen ist: Gelingt es, die hier sichtbaren Spannungspole auszutarieren – angesichts dessen, dass gerade Familie und Gottesdienst späterhin lebensgeschichtlich große Bedeutung haben werden? Bemerkenswert scheint: Jugendliche sind oft besonders eng mit Großeltern verbunden und drücken das auch im gemeinsamen Auftreten aus. Aber auch, wenn die Familie einen besonderen Schicksalsschlag zu verkraften hatte, wie zum Beispiel die Trennung der Eltern, eine Krankheit von Vater, Mutter, Geschwistern, den Tod eines nahen Angehörigen, rückt die (Rest-)Familie zusammen und sucht auch bei öffentlichen Gelegenheiten wie dem Gottesdienst die Nähe der anderen Familienmitglieder. Nun sind einerseits Distanzwünsche der Jugendlichen zu respektieren. Andererseits bieten sich interessierten Eltern Möglichkeiten, wichtige Eindrücke aus einer prägenden Zeit ihrer Kinder mitzuerleben. Beides ist sorgsam abzuwägen und mit den Beteiligten zu klären. Auch die Möglichkeit einer eigenen Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben und kirchlichen Ausdrucksformen wird in den Familien bisweilen angebahnt, weil die Konfirmandenzeit der heranwachsenden Kinder dafür eine geeignete und zwanglose Gelegenheit bietet.

Um die unterschiedlichen Perspektiven im Dialog auszutarieren, sollte mit den Jugendlichen besprochen werden, bei welchen Gelegenheiten sich Eltern lieber zurück- oder fernhalten. Wo wünscht man sich ihre Präsenz oder sogar Beteiligung dagegen ausdrücklich? Eltern, die sich beteiligen wollen, sollten dies auch mit ihren Kindern besprechen. Dabei sind auch die Jugendlichen im Auge zu behalten, deren Familien nicht interessiert sind: Können andere Erwachsene davon etwas auffangen (z.B. die oben erwähnten Gottesdienstpaten)? Zu bestimmten gottesdienstlichen Gelegenheiten kann die Gruppe die Familien eigens einladen: Abschluss einer Freizeit, Feierabendmahl, Taufe von Geschwistern oder anderen Konfirmandinnen und Konfirmanden, Gottesdienste zu Themen des Unterrichts. Möglicherweise gibt es besondere Gelegenheiten, mit Jugendlichen und ihren Eltern ohne weitere Öffentlichkeit gemeinsam Gottesdienst zu feiern. Wie auch immer sich Formen herauskristallisieren, bilden auch die Ideen von Eltern und Geschwistern einen Gewinn für die Vielfalt der Gottesdienstkultur.

3.1.12 Miteinander feiern

Neben dem eigenständigen Wirken und dem Erleben eigener Fähigkeiten werden auch ganz schlicht durch soziale und personale Beziehungen Motivation und die Ausbildung von Interesse auf ganz unterschiedlichen Ebenen angebahnt. Der Gottesdienst ist von sich aus Beziehungsgeschehen und so ergeben sich vielfältige Möglichkeiten für die Gottesdienstkultur im Blick auf die Konfirmandinnen und Konfirmanden.

In Orientierung an den Jugendlichen und ihrer *individuellen Spiritualität* können z.B. ältere Jugendliche den Konfirmandinnen und Konfirmanden die Vielfalt an Varianten gottesdienstlicher oder meditativer Formen näherbringen. Durch Teamer erfahren sie, wie und wem welche Form »etwas bringt« und kommen so über diese personalen Erfahrungen eigenen Präferenzen näher.

Methodisch bieten sich hier regelmäßige kleine Andachten von älteren Jugendlichen an, die gemeinsam an Blocktagen gefeiert werden und von Block zu Block mit unterschiedlichen Teamern sehr eigene Akzente setzen – von meditativen Formen bis zu kleineren Formen eines politischen Nachtgebets. Der Anspruch an die Teamerinnen und Teamer ist dabei relativ hoch. Wirkt dieses Vorgehen doch gerade dann, wenn diese älteren Jugendlichen nicht nur selbst hinter der jeweiligen Form einer Andacht stehen, sondern dieses auch verbalisieren können. Weniger anspruchsvoll, aber ebenfalls wirksam ist es, wenn ältere Jugendliche an gottesdienstlichen Handlungen beteiligt sind, die von einer Form wie den Jugendgottesdiensten der Gemeinde begeistert sind; en passant geben sie etwas von ihrer Begeisterung weiter.

In lebensgeschichtlicher Perspektive eröffnet sich auf der Beziehungsebene die Möglichkeit, die Bedeutung von Gottesdiensten an Wendepunkten des Lebens in der eigenen Familie (neu) zu entdecken. Hier liegt es nahe, die Erfahrungen aus den Familien der Konfirmandinnen und Konfirmanden mit Kasualien und Festgottesdiensten zum Beispiel in Interviews gemeinsam zu erheben. Sicherlich kommt es bei den Antworten vielfach zu Begründungsfiguren, nach denen beispielsweise eine kirchliche Trauung »einfach dazugehöre«. In gemeinsamer Erarbeitung kann auch mit den Interviewten darüber gesprochen werden, was daran und warum dieses jeweils so wichtig genommen wird.

In Hinblick auf den Wunsch einer *Beheimatung in der Ortsgemeinde* bieten personale Bindungen selbstredend auch eine Vielfalt von Chancen. Methodisch einfach ist es sicherlich, Jugendlichen regelmäßige Kirchgänger, Küsterin, Organist, Diakon und Kirchenvorsteherin in Gesprächen vorzustellen und so für ein einfaches Kennenlernen zu sorgen. Eine persönliche Willkommenskultur am Anfang des Gottesdienstes (vom Handschlag an der Schwelle bis zur Begrüßung am Altar eben auch gegenüber Jugendlichen), gemeinschaftliche Ereignisse am Ende (gemeinsames Essen mit dem Team) oder die Veränderung der Gottesdienste in eine Richtung, die sehr viel weitreichender Menschen einbezieht, die den Jugendlichen nahe sind (wie andere Jugendliche, Eltern und Geschwister), bieten sich an. Nicht zuletzt ermutigen wir

– wie bereits erwähnt –, über Gottesdienstpatinnen und -paten nachzudenken.

3.2 Gottesdienst(e) feiern

In einem abschließenden Durchgang durch Elemente unterschiedlicher Gottesdienste möchten wir anregen, unsere drei Dimensionen mitlaufen zu lassen und von daher liturgisch-konzeptionelle Entscheidungen zu treffen. Wir beginnen mit den Chancen verschiedener kleinerer Gottesdienstarten und orientieren uns dann bei der Präsentation einzelner Elemente an den vier Bausteinen des Evangelischen Gottesdienstbuches: Eröffnung und Anrufung – Verkündigung und Bekenntnis – Abendmahl – Sendung und Segen. Bei diesem Vierschritt werden nicht ausschließlich agendarische Gottesdienste am Sonntagvormittag behandelt, vielmehr gehen wir davon aus, dass kleinere Formen, Kasualgottesdienste, besondere Formen ebenso wie agendarische Formen stets verschiedene Kombinationen und Schwerpunktsetzungen innerhalb der vier Bausteine enthalten. Sämtliche Einzelvorschläge erscheinen uns dann sinnvoll, wenn sie in ein stimmiges Gesamtkonzept von Gottesdienste(n) vor Ort eingebettet sind.

3.2.1 Die Chance der »kleineren Formen«

Kleine Formen etwa, z.B. *Meditationen*, können eigene Akzente setzen. Auch wenn in Grundschulen vermehrt Stilleübungen gemacht werden, ist es durchaus nicht sicher, dass 13- und 14-jährige Jungen und Mädchen in der Lage sind, zur Ruhe zu kommen und sich zum Beispiel in einem Kirchoraum zu entspannen. Nach und nach kann in verschiedenen Formen neben dem körperlichen Aspekt auch ein inhaltlicher dazu kommen: eine Fantasiereise oder eine biblische Geschichte, vielleicht nur ein Satz. Die entsprechenden (Lern-)Erfah-

rungen dienen nicht nur individueller Spiritualität. Es kann dabei auch eine grundsätzliche Haltung in Gottesdiensten gelernt werden. Dies kommt allen Dimensionen weiteren gottesdienstlichen Lernens und Erfahrens zu Gute.

Auch *Abendrituale* oder *Adventsandachten* können mit individuellen Präferenzen verbunden werden, sind aber auch immer ein Blick auf das, was eines Tages mit einer Familie kommen mag, so weit entfernt dies auch noch von den einzelnen Jugendlichen mit 14 Jahren zu sein scheint. Manche kennen es aus der Zeit, als sie jünger waren, oder von jüngeren Geschwistern. In den wenigsten Fällen wird das noch mit 14 virulent sein und dennoch lässt sich daran anknüpfen, einzeln oder in Gruppen zu planen, wie man den Tag beschließen kann, mit religiösem Gehalt, mit Musik, mit bestimmten Gedanken – ein Feld, in dem sich experimentieren lässt. Vielfältige säkulare und spirituelle Ideen können so gesammelt werden, der Grundstein für die Kompetenz, einmal selbst mit Familie eine Form zu finden, ist so gelegt. Vielleicht können in dem einen oder anderen Fall auch die schwierigen Worte von Luthers Abendsegen aufgenommen werden. Möglicherweise liegt dann ein liturgischer Schwerpunkt in dem, was das Gottesdienstbuch »Sendung und Segen« nennt.

Der Festkreis um Weihnachten ist der einzige, der noch stark mit religiösen Elementen verbunden begangen wird. Adventsandachten sind ein Beispiel für den Überschneidungsbereich von festgelegten, überkommenen liturgischen Formen, Familiärem und der Möglichkeit zur Entwicklung individueller Formen. Hier lässt sich mit Experimenten zur Gestaltung die Kompetenz anbahnen, mit Ritualen eigenständig umzugehen und jeweils unterschiedliche Akzente zu setzen. Klärungen zu Hintergründen stärken das Verständnis von gewachsenen Traditionen.

Die Kasualien können eine eigene »kleinere Form« innerhalb oder auch außerhalb des Gottesdienstes sein: Insbesondere an der *Taufe* lassen sich alle drei von uns aufgeführten Dimensionen durchspielen. In Traditionen der Ortsgemeinde kann neben der einfachen Teilnahme in besonderer Weise auch das Mitwirken einführen. Dies geht bei eher

äußeren Formen wie dem Eingießen von Wasser, Variationen desselben mit einer Wasserkette vieler Konfirmandinnen und Konfirmanden bis zu Fürbitten und Segenswünschen. Gerade das Schreiben und Lesen von Fürbitten bildet eine Kompetenz aus, auf die zum Beispiel als Pate oder Patin (auch für die Jugendlichen einsichtig) wieder zurückgegriffen werden kann. In lebensgeschichtlicher Perspektive lässt sich vermitteln, dass die Kenntnis des Ablaufs einer Taufe, Vorgänge bei der Anmeldung zur Taufe und Quellen für Taufsprüche in der Zukunft nützlich sein können. Taufsprüche zu suchen oder Formen des Segens zu erproben kann schließlich helfen, eigene Präferenzen auszubilden.

Als thematische Vertiefung bedarf sodann die *Bestattung* oder auch die Form der *Aussegnung* besonderer Sensibilität und kann wahrscheinlich nicht mit jeder Gruppe gleichermaßen aufgenommen werden. Eine Möglichkeit besteht darin, an die Praktika der Schulen in diesem Alter anzuknüpfen. Die Jugendlichen sollen sich vorstellen, dass sie Praktikant oder Praktikantin auf einer Krankenstation sind. Soeben ist ein älterer Mensch gestorben. Wegen eines Notfalls sind die Pflegerinnen und Pfleger in einem anderen Zimmer beschäftigt. Eine sagt: »Gleich kommen die Angehörigen, vielleicht kannst du den Nachttisch bei dem Verstorbenen etwas herrichten.« Die Aufgabe besteht nun darin, zu malen oder zu beschreiben, wie man das machen könnte. Überlegungen zu einer solchen Dekoration können Gespräche über den Tod, aber auch über angemessene Rituale und eigene Vorstellungen dazu anbahnen.

In Bezug auf die lebensgeschichtlich-familiale Perspektive sind Klärungen der Abläufe einer Bestattung sinnvoll. Ein Besuch in der Friedhofskapelle mit Andachtselementen aus Trauerfeiern gibt erste Sicherheit gegenüber dem Ablauf des Geschehens. Wieweit Konfirmandinnen und Konfirmanden bei aktuellen Bestattungen, zum Beispiel beim Tragen von Kränzen, helfen, muss je nach Situation behutsam eingeschätzt werden. In jedem Fall ist das Bekanntmachen mit den örtlichen Gegebenheiten auch ein Ansatz der Beheimatungen mit den Traditionen vor Ort.

Schließlich möchten wir auf besondere Gottesdienste wie *Go Special* oder *Thomasmessen* u.v.m. hinweisen, die zu entdecken hilfreich sein

kann. Auch *Kinderbibeltage* mit ihren Andachtsformen können dazu beitragen, einen Zugang zu gottesdienstlichem Handeln zu erlangen und liturgische Schwerpunkte zu setzen. Bei größeren Veranstaltungen ermöglichen Gruppenarbeiten einen begrenzten, geschützten Raum, in dem sich Jugendliche auch verantwortlich in liturgischen Formen erproben können – wie z.B. dem Beten mit kleineren Kindern. Gerade diese autonome Kreativität kann als besonders nachhaltig im Blick auf gottesdienstliches Lernen bezeichnet werden. Während diese Formen in ihrer Unterschiedlichkeit helfen, individuelle Präferenzen zu entwickeln, dient das gemeinsame Aussuchen von Liedern und das gottesdienstliche Handeln am Ort der Kirche dazu, hineinzufinden in örtliche Traditionen und – in ganz kleinem Maßstab – dabei auch örtliche Traditionen mit auszubilden.

3.2.2 Eröffnung und Anrufung

Die unterschiedlichen Arten von Gottesdienst variieren am deutlichsten in den Anfangselementen. Der agendarische Sonntagsgottesdienst hat, verglichen mit Kasualgottesdiensten oder Andachten, die längsten und geprägtsten Formen des Beginns. Welche dieser Formen werden auf welche Weise erlebt? Dies kann nicht nur im Kreis der Jugendlichen, sondern auch mit Älteren diskutiert werden. Im Sinne eigener Klärungen können Versuche mit längeren, formgebundenen, aber auch meditativen Einstimmungen erprobt und mit »Sprüngen« in medias res gottesdienstlicher Stimmung verglichen werden.

Im Blick auf die ortsgemeindliche Beheimatung verdient die Klärung der Anfangsstücke des Gottesdienstes in ihrer nicht zu unterschätzenden Komplexität Raum. Diese sollte keineswegs nur abstrakt ausfallen. Vielfältige kreative Versuche reichen von unterschiedlichen Begrüßungsvarianten über Psalmenskandieren im Pilgerschritt auf dem Weg zum Altar bis zu Alternativen zu Kyrie und Gloria. Auch kann erprobt werden, wie unterschiedlich Begrüßungen und Eröffnung in den verschiedenen Gottesdienstformen erlebt werden, wo Schwer-

punkte im Sinne einer Beheimatung, wo im Sinne der Förderung individueller Spiritualität oder einer lebensgeschichtlichen Perspektive sinnvoll erscheinen.

Einzelne Stücke lassen sich sodann inhaltlich vertiefen: Die Psalmen können dabei Anstöße und hilfreiche Bilder zur Verfügung stellen, wenn ihrer starken existenziellen Bildwelt genügend Raum gelassen wird. Dazu dienen weniger die etablierten Formen des Psalmgebets wie das chorische Sprechen im Wechsel oder der kompakte Vortrag durch den Liturgen; hilfreicher ist die Entfaltung zentraler Bilder und Vorstellungen durch bewusste Pausen, gesprochene Kehrverse o. Ä.

Inhaltlich scheinbar nachrangig, für das Empfinden jedoch bedeutsam sei noch der Eintritt in den Kirchoraum hervorgehoben: Wer hier namentlich begrüßt wird, erfährt sich schon auf der Schwelle als Teil der Gemeinschaft in dieser Kirche. Wenn die anderen Teilnehmenden die Möglichkeit haben, sich vor dem Gottesdienst zu unterhalten, so sollte auch für die Konfirmandinnen und Konfirmanden eine Möglichkeit zur zwanglosen Begegnung untereinander geschaffen werden. Sie erfahren: Hier bin ich ganz persönlich und mit meinen Freundinnen und Freunden willkommen.

3.2.3 Verkündigung und Bekenntnis

In Orientierung an individueller Spiritualität ist hier eine persönliche Auseinandersetzung mit biblischen Texten angebracht. Dabei reicht die Bandbreite über alle Gottesdienstformen hinweg von traditionellen Lesungen über spielerische Elemente, meditative Gestaltungen oder kreative Umsetzungen. Auch ist zu fragen, wer welche Rolle dabei übernimmt. Innerhalb der Gruppe kann zuvor ein biblischer Text aufgenommen und gemeinsam besprochen bzw. gestaltet werden. Für den Gottesdienst selbst ist – neben der Festlegung seines Anlasses oder Ortes – dann die Wahl einer an Verständlichkeit orientierten Übersetzung hilfreich. Erläuternde Präfamina oder inszenatorische Gestaltungen ergeben sich schließlich aus der konzeptionellen eigenen Schwerpunktsetzung.

Für die als »Verkündigung« bezeichneten Teile sehr unterschiedlicher Gottesdienstformen gilt, v.a. wenn »gepredigt« werden soll: Konfirmandinnen und Konfirmanden müssen in jedem Fall die Erfahrung machen können, dass sie Teil der Kommunikation des Evangeliums sind, dass sie sich und ihre Wirklichkeit darin wahrnehmen können, egal ob am Sonntagvormittag oder in freieren, kleinen Formen. Das kann so geschehen, dass ein Element explizit für die Jungen und Mädchen gestaltet wird, oder Jugendliche in die Vorbereitung dieses Teils aktiv einbezogen werden. Auch bei Kasualien könnte im Vorfeld dieser Baustein schon besonders fokussiert werden.

Bezogen auf den Sonntagsgottesdienst können die Konfirmandinnen und Konfirmanden auch im Kreis der Lektoren und Lektorinnen oder, so vorhanden, im Predigtvorbereitungskreis vertreten sein. Das gleiche gilt für sie als Adressatinnen und Adressaten von Lesungen und Predigt: Auch hier sind sie als gleichberechtigte Mitglieder der (am Sonntag) versammelten Gottesdienstgemeinde im Blick zu behalten und ihre Bedürfnisse, ihre Lebenswelt und ihre Erfahrungszusammenhänge sind in Bezug auf Inhalt, Sprache und Form ebenso zu berücksichtigen wie die der weiteren Teilnehmenden.

Auch das Bekennen sollte Raum für individuelle Aneignung und persönlichen Ausdruck im Vorfeld von Gottesdiensten unterschiedlicher Art bieten. Zu prüfen wäre dann, ob nicht Andachtsformen etwa gerade auf diesen Aspekt fokussieren. Von Zeit zu Zeit können z.B. von und mit Jugendlichen formulierte oder in anderen Formen erprobte Glaubensbekenntnisse auch im Sonntagsgottesdienst ihren Ort finden.

3.2.4 Abendmahl

Um die individuelle Spiritualität zu stärken, sollten vielfältige Gestaltungsformen und unterschiedliche Deutungsaspekte des Abendmahls erlebbar werden: das Abendmahl als Gemeinschaftsfest, als Freudenmahl, als Glaubensstärkung, als Vergebungsmahl, als Wegzehrung u.a. mehr. Dabei gilt es darauf zu achten, dass der Einzelne seine spezifische

Rolle in diesem gemeinschaftlichen Ritual selbstbestimmt wählen und im Rahmen des Möglichen frei gestalten kann. Die von uns erwähnte Vielfalt gottesdienstlicher Formen ist dafür bestens geeignet und wird auch von Arbeitshilfen entsprechend ausführlich thematisiert (vgl. Anhang).

Im Sinne einer Beheimatung scheint es vielerorts wichtig, lokale, tradierte Formen überhaupt kennen zu lernen: Dazu gehört, dass Jugendliche die grundlegenden Formen der evangelischen Abendmahls-tradition so erleben können, dass sie sich in der Lage sehen, ohne Furcht oder Irritation teilzunehmen.

Wenn die Ortsgemeinde möchte, dass sich die Konfirmandinnen und Konfirmanden schon in ihrer Konfirmandenzeit als Mitglieder einer einladenden Gemeinschaft sehen, erreicht sie dies nur, wenn diese sie in jener Zeit nicht vom Empfang des Abendmahls ausschließt, sondern Abendmahl als freundliche und stärkende Gemeinschaftserfahrung erlebbar macht. Theologisch können bekanntermaßen auch Kinder nach einer Einführung das Abendmahl erhalten. Die Lange-weile, anderen beim Abendmahl bloß zusehen zu müssen, ist auch für Erwachsene nachvollziehbar und fördert nur Distanzierung. Obwohl die Teilnahme also theologisch und pädagogisch geboten ist, gibt es hier aus Gemeindefraditionen heraus zum Teil noch Widerstände. Für die konzeptionellen Entscheidungen sollte im Vordergrund die Frage stehen, wie die Jugendlichen auch für sich beim Mahl die stärkende Zuwendung Gottes auf dem Lebensweg erfahren können.

Ferner zeigen Erfahrungen von Freizeiten oder Camps ebenso wie Tischabendmahlsfeiern mit gemeinsamen Mahlzeiten vor Ort nachdrücklich, dass gerade hier – in durchaus freien Formen – Jugendliche erinnerungswürdige Gemeinschaftserlebnisse machen. Dazu gehört auch, dass liturgische Rahmung, ausgewählte Lieder, gemeinsames Essen und aktive Beteiligung in einem geschützten Raum platziert sind. Im Spannungsfeld von Wünschen der Beheimatung in tradierten Formen und der Ausrichtung auf den einzelnen Jugendlichen bieten sich aus unserer Sicht Experimentierräume an, die einander nicht ausschließen, sondern gegenseitig befruchten können. Wichtig ist die sorgfältige Ge-

staltung und Auswahl vor dem Hintergrund der eigenen Schwerpunkte innerhalb der drei Dimensionen: Welche Texte verwende ich? Und warum? Wie organisiere ich die konkrete Feiergestalt: im Halbkreis, an Tischen sitzend, in den Bänken, im Stuhlkreis... Wir sind davon überzeugt, dass mit solchen eher organisatorischen Fragen stets konzeptionelle Entscheidungen einhergehen.

Eine kontroverse Frage ist der Fall der ungetauften Jugendlichen. Zwei Optionen sind hier denkbar. Im Zweifel ist es sinnvoll, am Anfang der Konfirmandenzeit, innerhalb der ersten drei Monate zu taufen, und nach einer folgenden Einführung alle zum Abendmahl zuzulassen. Dies gibt der Taufe auch gegenüber der Konfirmation ihren eigenen, zeitlich abgesetzten Wert. Theologisch wäre jedoch auch diskutabel, die Katechumenen probeweise vor der Taufe an Formen des Abendmahls oder zumindest an gemeinsamen Agapefeiern teilnehmen zu lassen, um ihnen eben auf diese Weise christliche Praxis probeweise nahezubringen, statt Distanz einzuüben. Hier sehen wir zukünftig angesichts der sich wandelnden Mitgliedschaftsstrukturen der Ev. Kirche noch weiteren Klärungsbedarf. Wichtig scheint uns, über diese Fragen im Vorfeld der Konfirmandenzeit und im Angesicht der eigenen, ortsgemeindlichen Situation intensiv nachzudenken.

3.2.5 Sendung und Segen

Segen und Sendung kann – in jeder gottesdienstlichen Form – dem Einzelnen helfen, für seinen persönlichen Übergang in den Alltag neue, vertiefende Perspektiven, aber auch Trost oder Geborgenheit zu erleben. Das geschieht, indem im Gebet Raum gegeben wird für persönliche Anliegen, indem die Möglichkeit besteht, für persönliche Freundinnen, Freunde und Familie zu beten oder auch um Gottes Nähe im eigenen Alltag zu bitten. Sowohl kleinere Formen als auch Kasualgottesdienste sind hier gute Beispiele. Insgesamt sind Gebetsformen hilfreich, die sich nicht nur auf hörendes Mitbeten beschränken, sondern Raum geben für stilles Gebet oder für Symbolhandlungen wie das Anzünden von

Kerzen, Ablegen von Steinen oder Blumen. Ob nun am Sonntagvormittag gefeiert wird, während des Kinderbibeltages oder unterwegs auf Freizeiten: Möglichkeiten der Beheimatung lassen sich hier ebenso erproben wie individuelle Formen oder lebensgeschichtlich relevante Zugänge. Tradierte Texte wie das Vaterunser spielen dann ebenso eine entscheidende Rolle wie freie, individuell entwickelte Formen.

Um den Einzelnen in seiner individuellen Gottesbeziehung zu stärken, kann es sinnvoll sein, neben dem Gemeindesegegen auch regelmäßig Einzelsegnungen oder -salbungen vorzusehen, gerade und besonders in freieren bzw. kleineren Formen. Auch Kasualgottesdienste sind unter dem Aspekt des individuellen Segens wichtige Formen. Zudem ist etwa die Mitgestaltung eines Fürbittgebets eine lebensgeschichtlich bedeutsame Aufgabe, vor der Konfirmandinnen und Konfirmanden in Kasualgottesdiensten in ihrem weiteren Leben wahrscheinlich stehen werden. Deshalb kann es hilfreich sein, sie schon während der Konfirmandenzeit regelmäßig in diese Aufgabe einzubinden und so ihre Kompetenz zu öffentlichem Gebet zu stärken.

Darüber hinaus hilft den Konfirmandinnen und Konfirmanden im Ausgangsteil von Gottesdiensten eine Orientierung an den traditionellen agendarischen Formen in ihrer Symbolik: Das Vaterunser-Läuten zum Beispiel ist ein Hinweis auf die Verbundenheit mit den glaubenden und betenden Menschen außerhalb der aktuellen Gottesdienstgemeinde und macht die Wirklichkeit des Gebetes sinnlich wahrnehmbar. Für viele Menschen verbindet sich gerade mit diesem Klang selbst dann noch ein Heimatgefühl, wenn sie schon lange an keinem Gottesdienst mehr teilgenommen haben.

Im Blick auf die Dimension der Beheimatung kann es darüber hinaus prägend sein, wenn die Jugendlichen die Ortsgemeinde als eine Gemeinschaft kennenlernen, die im gemeinsamen Gebet, aber auch im Gebet füreinander verbunden ist. Dazu sollten in die Fürbitten immer auch Bitten für Menschen vor Ort, d.h. auch aus der Konfirmandengruppe, aufgenommen werden. Gebetsanliegen können in einem ausliegenden Buch oder an einer Gebetswand gesammelt, während der Gottesdienste auf Zettel notiert oder laut genannt werden.

Wenn sich die Ortsgemeinde den Jugendlichen als attraktive Gemeinschaft zeigen will, dann sollte für sie auch eine Möglichkeit bestehen, im Anschluss an den Sonntagsgottesdienst zusammenzubleiben. Was bei Kinderbibeltagen oder auf Freizeiten selbstverständlich ist, zum Beispiel gemeinsam den Tag ausklingen zu lassen, sollte auch für den Sonntag gelten: Dazu bedarf es einer Form, die für dieses Alter ansprechend ist. Dies kann durch ein Angebot jugendgemäßer Getränke und Snacks, komfortabler Sitz- und altersgemäßer Aktionsmöglichkeiten geschehen.

Gerade solch scheinbar äußerliche Aktivitäten, die nicht unmittelbar mit liturgischen Fragen zu tun zu haben scheinen, verweisen auf etwas sehr Wichtiges: In der Erfahrung solcher Gemeinschaft kann über Jahre ein Sinn dafür entstehen, dass sich ganz unterschiedliche Menschen untereinander und mit Gott verbunden wissen.

Anhang



4. Anhang

4.1 Einige typische Konfirmandinnen und Konfirmanden

Jugendliche Milieus sind vielfältig und verschieden. Schwerpunktsetzungen im Bereich der Werte und Sinnzuweisungen, der bevorzugten Gemeinschaftserfahrungen, der Bereitschaft zu gesellschaftlichem Engagement, jugendkulturelle Milieus und individuelle Charakterzüge differieren erheblich, ebenso auch spezifische Erwartungen an Religion, Kirche und Gottesdienst.

Illustrativ und in bewusster Zuspitzung seien hier einige »typische« Jugendliche vorgestellt, durch die besagte Unterschiede klar vor Augen treten⁶:

Hannah: Es hat noch alles seine Ordnung

Hannah fällt nicht so schnell auf. Das ist auch völlig okay für sie, sie mag keine Leute, die sich die ganze Zeit so in den Vordergrund spielen. Sie zieht schon hübsche Sachen an, aber die müssen auch praktisch sein und sie sollen auch eine Weile halten. Sie schaut nicht nach bestimmten Marken und erst recht nicht danach, was andere gerade mal wieder für unheimlich »in« halten. Das ist eines der Dinge, die sie an ihren Altersgenossen so kindisch findet, dass sie die ganze Zeit irgendwelchen Moden hinterherrennen und meinen, sie seien etwas Besonderes, nur weil sie bestimmte Klamotten tragen oder eine bestimmte Musik hören.

6 Die folgende Typologie wurde von Christian Binder in Auseinandersetzung mit jugend- und religionssoziologischen Studien erstellt, v.a. den sog. Sinus-Milieustudien sowie den Shell-Jugendstudien.

Für Hannah sind die inneren Werte wichtig: Dass man sich auf jemanden verlassen kann, dass er ehrlich ist, rücksichtvoll gegenüber seinen Mitmenschen und wenn's geht, auch freundlich. So wie Hannah und die Menschen aus ihrer Familie und wie ihre Freunde. Ihr Freundeskreis ist überschaubar und das ist Absicht. Was soll sie mit 500 Freunden bei Facebook, die sie im Leben noch nie gesehen hat. Sie möchte echte Menschen um sich haben, denen sie vertrauen kann, mit denen sie über wichtige Dinge offen reden kann, die sich nicht verstellen und nicht jeden Tag eine andere Meinung haben, nur weil sie das Gefühl haben, dass die anderen auch so denken. Mit ihren Freunden kann Hannah auch richtig Spaß haben. Sie machen nicht so die wilden Sachen, wo die Leute ausflippen, schon alles anständig und im gesitteten Rahmen, aber wer sagt denn, dass man so nicht Spaß haben kann? Hannah hat noch keinen Freund, das hat noch Zeit, sie würde nur mit jemandem zusammen sein, der es wirklich ernst meint, der sie liebt, mit dem sie reden kann, der so wie sie schon etwas erwachsener und vernünftiger ist. Und der verlässlich ist und treu. Sie ist sicher, dass sie so jemanden finden wird, auch als Ehemann. Für ein gemeinsames Leben als Familie, mit Kindern im eigenen Haus. Nicht die Luxusvilla, sondern ein schönes Zuhause, gemütlich und heimelig. Und ordentlich und aufgeräumt. Hannah mag keine Unordnung, sie findet es furchtbar, wie schlampig ihr Bruder ist. Klare Regeln und eine gute Ordnung, darin kann Hannah sich einrichten.

Das findet Hannah eigentlich auch am christlichen Glauben gut: Die Zehn Gebote und dass man seinen Nächsten lieben soll. Dass Gott dem Leben einen sicheren Rahmen gibt und Regeln, an die sich alle halten sollen. Dass man sich auf Gott verlassen kann.

Sie ist früher regelmäßig in den Kindergottesdienst gegangen und jetzt ist sie in der Mädchengruppe dabei. Sie fühlt sich wohl in der Gemeinde und hilft auch beim Gemeindefest und bei der Kleinkindbetreuung. Im Sommer ist sie auf die Jugendfreizeit mitgegangen. Sie liebt dieses intensive Gemeinschaftsgefühl dort, dass man gemeinsam besondere Erlebnisse teilt, auch die Andachten morgens und vor allem den Gottesdienst abends, wenn alle rund ums Feuer sitzen, da kriegt

sie Gänsehaut. Den Gottesdienst am Sonntagmorgen findet sie eher langweilig. Die Predigt ist furchtbar lang und die Musik viel zu alt. Aber sie geht hin, weil das zum Konfi dazugehört. Und sie weiß wenigstens, wie man sich in der Kirche benimmt, nicht so wie die anderen, die sich manchmal wirklich unmöglich aufführen. Lieber geht sie aber mit ihren Freundinnen zum Jugendgottesdienst in der Stadtkirche. Da kennt sie viele Leute, es gibt keine so lange Predigt und die Lieder von Jesus sind manchmal einfach nur schön.

Irina: Eine sicherere Zukunft durch Leistung und Anpassung

Irina hat Ziele, die sie erreichen will. Sie will später mal ein gutes Leben haben, eine Familie, ein schönes Zuhause und einen guten Beruf. Was sie genau werden will, weiß sie noch nicht, da muss man später schauen, was gute Möglichkeiten bietet. Jetzt geht es erst einmal darum, in der Schule gute Noten zu bringen, denn das ist für alles andere die Voraussetzung. Für die Schule geht schon viel Zeit und Energie drauf und Spaß macht es auch nicht wirklich, aber das muss eben sein. Der Spaß kommt an anderer Stelle dann auch nicht zu kurz. Aber er darf auch nicht zu anstrengend sein. Nicht groß selber was losmachen, sondern lieber schön entspannen. Irina weiß, was sie gut kann, und sie versucht in allem noch etwas besser zu werden. Sie kann Leute nicht verstehen, die nichts aus ihrem Leben machen wollen, die nur Party machen oder rumsumpfen. Oder Leute, die sich total aufregen über irgendwelche Sachen in der Welt, wo man eh nichts dran ändern kann, aber für sich selber nichts auf die Reihe kriegen. Jeder muss selber schauen, wo sein Weg ist. Aber es darf auch nicht jeder nur auf sich selbst schauen. Man muss Rücksicht nehmen aufeinander, man muss sich gegenseitig helfen, vor allem in der Familie und unter Freunden. Eigentlich müssten alle Leute doch gut miteinander auskommen können, wenn alle nur ein bisschen Rücksicht nehmen, freundlich zueinander sind und nicht nur an sich selber denken.

Für Irina ist ihre Familie ganz wichtig, sie gibt ihr Geborgenheit und Halt, hier kann sie auftanken, hier weiß sie, dass man ehrlich zu ihr ist und dass man sich gegenseitig aufeinander verlassen kann.

Das gilt auch für ihre Freunde: Sie unterstützen sich gegenseitig, sie sind immer füreinander da, wenn einer Hilfe braucht.

Glaube ist für sie etwas, das jeder für sich selbst entscheiden muss. Sie mag Leute nicht, die anderen ihren Glauben aufdrängen wollen. Jeder soll seinen Glauben haben können, der ihm beim Leben hilft. Sie glaubt schon, dass es einen Engel gibt, der auf sie aufpasst und ihr Kraft gibt. Und sie betet auch vor schwierigen Klassenarbeiten und hat auch ihren Glücksstein dabei. Ihre Familie geht an Weihnachten in die Kirche, und das ist auch immer sehr schön. Der Gottesdienst am Sonntag ist halt so, wie man das so in der Kirche macht. Ihr persönlich bringt das eigentlich nichts.

Sie war auch schon mit ihrer Freundin in einem freikirchlichen Gottesdienst. Da gab es in der Predigt auch so was wie Tipps, wie man sich verhalten soll, z.B. wenn man mit jemandem Streit hatte. Das fand sie ganz interessant und nützlich, die Musik war auch schön und irgendwie entspannend, aber als Ganzes fand sie das dann doch arg übertrieben und abgehoben. So sektenmäßig, irgendwie unheimlich.

Ihre Schwester hat eine Weile beim Kindergottesdienst mitgearbeitet, da hat sie hinterher auch so eine Bescheinigung bekommen, das kann gut sein für die Bewerbungen. Aber als es in der Schule auf den Abschluss zugeht, war dann die Zeit dafür zu knapp.

Kevin: Kopf hoch und durchbeißen

Kevin hat mal wieder Stress. Seine Mutter ist wieder völlig ausgerastet, wegen irgendeiner Kleinigkeit. Dann schreit sie immer gleich rum. Eigentlich redet seine Mutter nur mit ihm, wenn sie ihn anmeckert oder wenn er irgendwas machen soll. Und das ist eigentlich immer. Aber immer noch besser als sein Vater, der hat dann auch gleich drauf gehauen. Aber der ist Gott sei Dank weg.

Wenn Kevin später mal seine eigene Familie hat, dann soll das anders werden. Dann will er ein guter Ehemann sein und ein Vater, auf den man sich verlassen kann und der seinen Kindern hilft. Die eigene kleine Familie in einem sicheren Zuhause, wo kein Streit ist, sondern wo man nett zueinander ist.

Kevin hat gute Kumpels, aber auch mit denen gibt es mal Stress. Und weil Kevin nicht so der große Redner ist, haut er auch mal drauf, um sich Respekt zu verschaffen. Das ist wichtig, dass die anderen ihn respektieren, weil er ein Typ ist, der sich auch was traut, der nicht gleich zurücksteckt. Mit dem man lieber keinen Stress will.

Kevin ist nicht der Typ fürs Sitzen und Zuhören, deshalb ist das auch mit der Schule schwierig. Aber wozu soll er dieses ganze öde Zeug lernen? Das interessiert doch keinen. Gut, vor dem Fernseher, da kann er schon eine Weile sitzen und zuschauen. Was es doch für irre Typen gibt und was die für Probleme haben!

Kevin ist stolz darauf, ein Christ zu sein. Deshalb trägt er auch das Kreuz um den Hals und später will er sich mal so ein großes Kreuz auf den Oberarm tätowieren lassen. Er findet, man soll zu seiner Religion stehen. Beten oder so tut er eher weniger, und was genau das heißt, ein Christ zu sein, da ist ihm vieles zu theoretisch. Und zu viel Gerede. Sich gegenseitig helfen ist wichtig, so wie letztes Jahr beim Hochwasser.

In der Kirche fühlt Kevin sich nicht wohl. Sitzen und Hören ist eben nicht sein Ding. Er hat auch das Gefühl, die haben da nicht gerade auf ihn gewartet. Die Mitarbeiter im KU sind alle auf dem Gymnasium und er merkt genau, wie sie ihn anschauen. Und dann reden sie nur theoretisch rum, wenn aber wirklich mal einer Hilfe braucht, ist da auch niemand, auf den man sich verlassen kann.

Die Zehn Gebote findet er gut, du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen, wenn sich da mal alle dran halten würden. Und wenn er später mal eine Familie hat, dann gehen sie auch an Weihnachten in die Kirche.

Jenny: Fit for Fun

Jenny hat sich ein neues Top gekauft und ist glücklich. Eigentlich hatte sie das Geld dafür nicht übrig, aber was soll's – man lebt nur einmal. Und sie zieht bestimmt nicht das billige Zeug aus dem Supermarkt an. Jenny ist es wichtig, gut auszusehen, nicht nur die Klamotten, sondern auch das Bodystyling: fit, sportlich, sauber. Jenny findet schlampige Leute ekelig, die meinen, sie müssten nicht regelmäßig duschen oder wo

überall irgendwelche Haare vorquellen. Uah! In ihrem Freundeskreis achtet man darauf, dass man gut aussieht. Sie machen viel zusammen, Party natürlich, möglichst was, wo Action ist, was eben gerade angesagt ist. Jenny möchte aber vor allem ihrem Freund gefallen, sie will, dass er sie schön findet und stolz auf sie ist. Und sie ist stolz auf ihn, dass er sich durchsetzen kann im Freundeskreis, dass die anderen auf ihn hören. Sie möchte für ihn da sein, ihn unterstützen, und sie kann sich bei ihm anlehnen, wenn es ihr nicht gut geht.

Neben ihrem Freund ist ihr vor allem die Familie wichtig, sie gibt ihr Sicherheit und Geborgenheit, hier kann sie ganz sie selbst sein und findet Unterstützung, wenn sie nicht weiter weiß. Jenny ist nicht gerne alleine, sie weiß nicht so richtig was alleine mit sich anzufangen. Ihr ist dann schnell langweilig und sie braucht Abwechslung und Leute um sich rum.

Von Sachen, die langweilig sind oder ewig ernst, hält Jenny sich lieber fern. Das gilt besonders auch für die Kirche. Viele Leute dort sind so alt und auch noch so hässlich. Und die reden immer nur über irgendwelche Probleme und was alles schief läuft. Man kann sich nicht vorstellen, dass die das Leben auch mal genießen. Alles irgendwie traurig.

Sie selbst glaubt schon, dass es im Himmel oder irgendwo etwas gibt, das ihr helfen kann im Leben, und dann betet sie auch mal, wenn es darum geht, dass ein besonderer Wunsch von ihr in Erfüllung gehen soll.

Hendrik: Geh an die Grenzen! Sei Du selbst!

Hendrik ist hart drauf, findet er. Er steht auf Metall-Musik, laut bis brutal. Dass es dich umbläst. In seiner Jahrgangsstufe ist er damit der einzige, aber das ist ihm egal. Die anderen sind eh nur langweilig und angepasst. Alle gleich öde. Er genießt es, wie die anderen ihn anschauen. Die rausgeputzten Plastikmädchen finden ihn ekelig, das ist ihm gerade recht. Wenn die schön sein sollen, dann ist er lieber hässlich.

Hendrik fühlt sich frei, er pfeift auf die Erwartungen der anderen, er macht sich seine eigenen Regeln und die heißen: Sei du selbst! Hab Spaß! Geh an die Grenzen! Lebe jetzt!

Es gibt nur wenige wie ihn auf der Schule. Im Jugendzentrum gibt es noch ein paar Gleichgesinnte, die meisten sind aber älter als er und nehmen ihn noch nicht so ganz ernst. Aber sie haben ihn mitgenommen zum Festival und das war grandios. Er hat so viele spannende Leute kennengelernt, mit denen er jetzt über das Netz in Kontakt bleibt.

Seine Familie, das ist auch die große Ödnis, er schaut, dass er so oft wie möglich da raus kommt. Er will neue, spannende Leute kennenlernen, die sich nicht anpassen, die widerständig sind, die ihr eigenes Ding machen.

Deshalb geht er auch auf die Demo gegen rechts. Und danach ist Party.

Hendrik will sein Leben selbst gestalten, er will nicht nur konsumieren, was andere ihm anbieten.

Und er will selber denken, sich seine eigene Meinung machen.

Auch im Hinblick auf Religion. Das sind schon Fragen, die ihn interessieren, aber er will seine eigene Antwort finden, nichts nachplappern, was andere vorsagen.

Dafür braucht er dann auch keine Kirche. Er findet seine Wahrheit an ganz unterschiedlichen Stellen und macht daraus sein eigenes Bild von Gott und der Welt. Wenn sich dann in der Kirche jemand findet, der mit ihm darüber offen diskutieren oder streiten will, nimmt er die Herausforderung gerne an.

Was er aber nicht haben kann, ist, wenn die Religion versucht, ihm ihre Regeln aufzuzwingen, wenn sie seine Freiheit beschneiden will und ihm das Recht abspricht, so zu sein, wie er es will.

Manchmal kann man in der Kirche aber auch spannende Gemeinschaft erleben, auf den Freizeiten, in der Jugendkirche. Da sind nur wenige so wie er, aber das muss ja auch nicht sein, solange sie ihr eigenes Ding machen und nicht mit der Masse laufen.

Johanna: Gerechtigkeit, Frieden und Vegetarismus

Johanna ist Vegetarierin, aus Überzeugung. Weil sie so etwas gegen das Leiden der Tiere in der Massenhaltung tun kann. Von dieser Überzeugung möchte sie auch andere gerne überzeugen und geht damit vielen

in ihrer Klasse auf die Nerven. Aber das stört sie nicht, denn sie ist überzeugt, für eine gute Sache zu kämpfen, und versteht nicht, wie man so gleichgültig durchs Leben gehen kann, nur interessiert am eigenen Vorteil oder am eigenen Spaß.

Eigentlich ist Johanna sogar Veganerin, aber das ist schwierig für eine 14-Jährige, wenn die Familie nicht mitzieht. Dafür hat sie sich selbst einen Praktikumsplatz im Tierheim organisiert und hat auch schon jemanden gefunden, der sie zur nächsten Demo in die Stadt mitnimmt. Johanna findet es spannend, fremde Menschen kennenzulernen, und je fremder sie sind, desto spannender ist es. Sie gibt den Kindern aus der Asylbewerberunterkunft Nachhilfe und findet es toll, mit den Familien dort zu kochen. Wenn die auch ein bisschen viel Fleisch essen.

Johanna denkt viel nach, über die Welt, die viel gerechter sein könnte, und über das Leben, in dem immer noch viel Falsches ist. Sie sucht das echte und gerechte, das wirkliche und wahre Leben. Ihre Gedanken schreibt sie auf, in Gedichten und empörten Stellungnahmen. Am liebsten würde sie einen Protestblog schreiben, aber ihre Eltern erlauben es ihr noch nicht.

Ihre Kleider sind ein wilder Mix aus alt und neu, ihre Haare manchmal so bunt wie ihre Gedanken.

Sie ist sich völlig sicher, dass sie später einmal keinen Beruf haben wird, in dem sie sich verbiegen muss, sie wird zu ihren Überzeugungen stehen, sie wird ihren Traum leben und andere von der Richtigkeit dieses Traums überzeugen.

Johanna diskutiert gerne und viel, manchmal zur Erschöpfung ihrer Umwelt. Und hat natürlich immer recht.

Sie kann Ungerechtigkeit nicht ertragen, es macht sie so zornig und traurig, dass ihr die Tränen kommen.

In der Kirchengemeinde findet sie durchaus Verbündete in ihren vielen Kämpfen. Menschen, die ihr zuhören, mit ihr diskutieren, sie ernst nehmen in ihrem heiligen Zorn.

Was ihren Glauben angeht, sucht sie noch nach ihrer Wahrheit. Klar ist nur, es wird keine vorgefertigte, vorgebetete sein, sondern ein offenes Suchen nach Sinn und Gerechtigkeit.

Denn mit zu engen und zu einfachen Antworten gibt sie sich nicht zufrieden – und die erlebt sie leider manchmal in den Predigten im Gottesdienst und auch im Konfirmandenunterricht.

Dass im Gottesdienst eigentlich nur der Pfarrer redet und sie ihm zuhören soll, ohne widersprechen zu können, das hält sie nur schwer aus. Als ob er die Wahrheit gepachtet hätte. Was sie mag, sind Gottesdienste, die so etwas Meditatives haben, da kann auch sie mal zur Ruhe kommen, in sich selbst hineinhorchen. Das gibt ihr Kraft, wenn sie sich müde gekämpft hat.

Sie findet es gut, dass bei der Mahnwache auch gebetet wurde und dass es Friedensgebete gibt und Gottesdienste, mit denen auch protestiert wird. Das lässt sie spüren, dass es so etwas wie eine höhere Gerechtigkeit gibt und dass auch Gott will, dass die Welt sich zum Besseren ändert.

Ben: Ein Trend im Original

Ben weiß Bescheid. Er weiß, was angesagt ist und was gar nicht geht. In seinem Umfeld ist er derjenige, der die Trends setzt. Er geht mit offenen Augen durch die Welt, die reale wie die virtuelle und hat ein gutes Gespür dafür, was neu und einzigartig ist, was cool sein wird und was definitiv nicht.

In der Schule bringt er mühelos gute Leistungen in den Fächern, die ihn interessieren, andere straft er mit Verachtung.

Er ist sein eigener Stil. Mitleidig lächelnd schaut er auf die herab, die verzweifelt versuchen, mit der Mode Schritt zu halten und doch immer nur zu schlechten Kopien werden. Ben ist ein Original.

Freunde hat Ben eigentlich keine, vielleicht Bewunderinnen und Follower, selten einmal akzeptiert er einen anderen Typen als gleichrangig. Für die Schwächeren hat er wenig übrig. Selber schuld, wenn sie's nicht bringen.

Er hat spannende Gedanken und kann sie auch gut zum Ausdruck bringen. Nicht alles ist schlüssig zu Ende gedacht, aber es ist unkonventionell und provokativ.

Religion sagt Ben nun wirklich nichts. Was sollte sie ihm auch an

Anregungen geben, dazu ist sie zu antiquiert, von zu vielen alten Vorstellungen überfrachtet. Und viel zu reglementierend und autoritär. Was bildet sich die Kirche ein, ihm sagen zu können, wie er sein Leben zu verstehen und zu leben hat. Wer so einen Bart trägt wie der Pfarrer, kann doch nicht ernsthaft erwarten, dass man ernst nimmt, was er sagt.

4.2 Literatur- und Materialliste (in Auswahl)

4.2.1 Arbeitshilfen

Adam, Gottfried et al. (Hg.) (2012): Gottesdienst. Von, für und mit Konfis. Gütersloh (KU-Praxis; 57).

Adam, Gottfried et al. (Hg.) (2013): Groovy. Musik in der Konfi-Zeit. Gütersloh (KU-Praxis; 58).

Berthold-Scholz, Christiane; Rudolff, Claudia (2011): Verstehen, was läuft. Eine Erschließung der agendarischen Liturgie für Jugendliche und Erwachsene in der Konfirmandenarbeit. PTI der EKKW (Hg.). Kassel.

Berthold-Scholz, Christiane; Rudolff, Claudia (2013): Verstehen, was läuft. Eine Erschließung des Abendmahls und seiner gottesdienstlichen Feier für Jugendliche und Erwachsene in der Konfirmandenarbeit. PTI der EKKW (Hg.). Kassel.

Gottesdienst-Institut der ELK in Bayern (2007): Andachten für Jugendliche zu Hits aus den Charts 1 + 2. [Andachten zu: Unfaithful (Rihanna); One of us (Joan Osborne); Das Beste (Silbermond); An Tagen wie diesen (Fettes Brot); Ernten was wir säen (Die Fantastischen Vier); Hurt (Christina Aguilera). Nürnberg. URL: www.hitandachten.de.

Gralla, Katharina (2011): Andachten mit Kindern und Jugendlichen. In Schule und Gemeinde. Göttingen.

Haas, Katrin (2007): Symbolgottesdienste für die Konfirmandenzeit. Stuttgart (Calwer Materialien).

Hausy, Uwe (2013): Ich kann auch anders. Jugendgottesdienste; Praxisbeispiele und Konzeptionen. Frankfurt (Main) (Materialbücher des Zentrums Verkündigung der EKHN; 120).

Heinzmann, Gottfried; Eißler, Hans-Joachim (Hg.) (2013): Das Liederbuch. Glauben – Leben – Lieben – Hoffen. Stuttgart.

Hensel, Michael; Stemm, Sönke von (2012): Gefällt mir! Mitsingen und Mitmachen: 20 Lieder für Jugendliche. Rehburg-Loccum.

- Knitter, Joachim (2009): Wir sind Tropfen im Fluss des Lebens. Originelle Modelle für Vorstellungs- und Konfirmationsgottesdienste. Gütersloh.
- Themenheft Konfirmation (2010), Zeitschrift für Gottesdienst & Predigt; Heft 1/2010. Gütersloh.
- Lübking, Hans-Martin (Hg.) (1996ff): Gottesdienst für Jugendliche. Praxismaterialien für alle Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres. Düsseldorf (Perikopenreihen 1-6).
- Pädagogisch-Theologisches Zentrum der Evangelischen Landeskirche in Württemberg (Hg.) (2009): Praxisideen für die Konfirmandenarbeit – Spiritualität gestalten. Stuttgart (anknüpfen – update; 4).
- Schwarz, Christian (Hg.) (2012): Konfirmation. Gütersloh (Gottesdienstpraxis Arbeitshilfen für die Gestaltung von Gottesdiensten zu Kasualien, Feiertagen, besonderen Anlässen und Arbeitsbücher für die Gemeindepraxis).
- Szagun, Anna-Katharina (2012): Teens machen Kirche – Gottesdienste für alle. Göttingen (Dienst am Wort; 143).

4.2.2 Empirische Studien

- Calmbach, Marc; Thomas, Peter M.; Borchard, Inga; Flaig, Bodo (2012): Wie ticken Jugendliche? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland. Düsseldorf.
- Ilg, Wolfgang; Schweitzer, Friedrich; Elsenbast, Volker; in Verbindung mit Matthias Otte (2009): Konfirmandenarbeit in Deutschland. Empirische Einblicke – Herausforderungen – Perspektiven. Gütersloh (Konfirmandenarbeit erforschen und gestalten; 3).
- Kessler, Hildrun; Döhnert, Albrecht (2002): Konfirmandenarbeit zwischen Tradition und Herausforderung. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung, in: Doyè, Götz; Kessler, Hildrun (Hg.): Konfessionslos und religiös. Gemeindepädagogische Perspektiven. Leipzig. S. 29-56.
- Meyer, Karlo (2012): Gottesdienst in der Konfirmandenarbeit. Eine triangulative Studie. Göttingen (Arbeiten zur Religionspädagogik; 50).

Schweitzer, Friedrich; Maaß, Christoph H.; Lißmann, Katja; Hardecker, Georg; Ilg, Wolfgang (2015): Konfirmandenarbeit im Wandel – Neue Herausforderungen und Chancen. Perspektiven aus der zweiten bundesweiten Studie. Gütersloh (Konfirmandenarbeit erforschen und gestalten; 6).

4.2.3 Monografien und Aufsätze

Friedrichs, Lutz (2005): Mit dem Zweiten sieht man besser? »Alternative« Gottesdienste als liturgische Herausforderung. In: Für den Gottesdienst 61 (2005). S. 7-12.

Gemeinsame Arbeitsstelle für gottesdienstliche Fragen der EKD (Hg.) (2008): Jugend. Hannover. Darin: Grethlein, Christian (2008): Gottesdienst braucht Jugend. Theologische und historische Perspektiven zu einem aktuellen Thema. S. 5-14. Roßner, Benjamin (2008): Bei Bedarf. Skizze junger Gelegenheitsbesucher. S. 41-46.

Grethlein, Christian (2001): Grundfragen der Liturgik. Ein Studienbuch zur zeitgemäßen Gottesdienstgestaltung. Gütersloh.

Kahle, Ulrike (2011): Gottesdienste in Leichter Sprache. Herausforderungen und Chancen. In: Stemm, Sönke von (Hg.): Inklusive Konfirmandenarbeit. Chancen und Grenzen – Modelle – Bausteine. Religionspädagogisches Institut Loccum. Rehburg-Loccum (Loccumer Impulse; 2). S. 109-113.

Kahle, Ulrike (2011): Predigt in Leichter Sprache. Zum Barmherzigen Samariter. In: Stemm, Sönke von (Hg.): Inklusive Konfirmandenarbeit. Chancen und Grenzen – Modelle – Bausteine. Religionspädagogisches Institut Loccum. Rehburg-Loccum (Loccumer Impulse; 2). S. 114-117.

Kirchenamt der EKD (2013, Hg.): Konfirmandenarbeit – 12 Thesen des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland. Hannover.

Leube, Bernhard (2013): »Kern-Lieder« für die Konfirmandenzeit. In: KU Praxis 58, Groovy, Musik in der Konfi-Zeit. S. 58.

Leube, Bernhard (2015): Musik als Zeitansage. In: Württembergische Blätter für Kirchenmusik 82/2. S. 4-11.

- Liturgische Konferenz Niedersachsen (2014): Liederkompass für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Hannover.
- Meyer, Karlo (2012): Wie die Konfis zur Kirche kommen. Fragen, Erfahrungen, Konzepte. Göttingen.
- Meyer-Blanck, Michael (2011): Gottesdienstlehre. Tübingen.
- Pohl-Patalong, Uta (2011): Gottesdienst erleben. Empirische Einsichten zum evangelischen Gottesdienst. Stuttgart (Praktische Theologie, Religionspädagogik, Diakonie).
- Rat der EKD (1998): Glauben entdecken. Konfirmandenarbeit und Konfirmation im Wandel. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland. Gütersloh.
- Saß, Marcell (2005): Frei-Zeiten mit Konfirmandinnen und Konfirmanden. Praktisch-Theologische Perspektiven (Arbeiten zur Praktischen Theologie; 27). Leipzig.
- Stemm, Sönke von; Meyer, Karlo (2010): Gottesdienste. In: Böhmelischewski, Thomas et al. (Hg.): Konfirmandenarbeit gestalten. Perspektiven und Impulse für die Praxis aus der Bundesweiten Studie zur Konfirmandenarbeit in Deutschland. Gütersloh (Konfirmandenarbeit erforschen und gestalten; 5). S. 80-89.

4.2.4 Rahmenrichtlinien der Landeskirchen

Die meisten Rahmenrichtlinien, -ordnungen, Handreichungen oder Empfehlungen der Landeskirchen sind mittlerweile online zugänglich, etwa über

- die Internetseiten der einzelnen Landeskirche (<http://www.ekd.de/kirche/kirchen.html>);
- die Internetseiten der Religionspädagogischen Institute (<http://www.relinet.de/adressen.html>);
- die im Fachinformationssystem Kirchenrecht bereit gestellten Gesetzestexte (<https://www.wbv.de/fis-kirchenrecht.html>).

Dieser Orientierungshilfe liegen die aktuellen, jeweils greifbaren Ordnungen folgender Landeskirchen zugrunde:

Baden (2009); Bayern (1998); Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (2012); Braunschweig (2008); Hannover (2010); Lippe (1990); Kurhessen-Waldeck (2014); Mitteldeutschland (2010); Nordkirche (NEK 2006, in Überarbeitung für die Nordkirche); Oldenburg (2003); Pfalz (1971); Rheinland (2011); Sachsen (2000); Westfalen (2005); Württemberg (2011); In Bremen gibt es keine für alle verbindlichen Richtlinien.

4.2.5 Die Kernlieder nach dem Evangelischen Gesangbuch

Das Kirchenjahr

Advent	1 Macht hoch die Tür
Weihnachten	24 Vom Himmel hoch 44 O du fröhliche
Jahreswende	65 Von guten Mächten (in Württ. auch 541)
Passion	85 O Haupt voll Blut und Wunden 98 Korn, das in die Erde
Ostern	99 Christ ist erstanden 103 Gelobt sei Gott im höchsten Thron
Himmelfahrt	123 Jesus Christus herrscht als König
Pfingsten	136 O komm, du Geist der Wahrheit

Gottesdienst

Eingang und Ausgang	170 Komm, Herr, segne uns 175 Ausgang und Eingang (Kanon)
Taufe und Konfirmation	200 Ich bin getauft auf deinen Namen
Abendmahl	225 Komm, sag es allen weiter

Biblische Gesänge

Psalmen und Lobgesänge	272 Ich lobe meinen Gott
------------------------	--------------------------

Glaube – Liebe – Hoffnung

Loben und Danken	316/317 Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren 321 Nun danket alle Gott 324 Ich singe dir mit Herz und Mund 331 Großer Gott, wir loben dich
Angst und Vertrauen	361 Befiehl du deine Wege 362 Ein feste Burg ist unser Gott
Umkehr und Nachfolge	391 Jesu, geh voran
Geborgen in Gottes Liebe	408 Meinem Gott gehört die Welt 409 Gott liebt diese Welt
Frieden und Gerechtigkeit	432 Gott gab uns Atem, damit wir leben 656 (Württemberg) / 665 (Baden) Wir haben Gottes Spuren festgestellt

Morgen	440 All Morgen ist ganz frisch und neu 447 Lobet den Herren, alle, die ihn ehren 456 Vom Aufgang der Sonne (Kanon)
Abend	482 Der Mond ist aufgegangen 483 Herr, bleibe bei uns (Kanon)
Natur und Jahreszeiten	503 Geh aus, mein Herz, und suche Freud 511 Weißt du, wie viel Sternlein stehen

(Leube, Bernhard: »Kern-Lieder« für die Konfirmandenzeit. In: K- Praxis 58 (2013), Groovy, Musik in der Konfi-Zeit. S.58 hier in der Aufteilung nach http://www.ekd.de/liturgische_konferenz/download/UnsereKernlieder_AmtfKirchenmusik2007.pdf)

4.2.6 Zum Schluss: Checkliste

Beteiligte

Leitfrage: Wer sollte im Sinne eines Prozesses vor Ort beteiligt sein, etwa in einer Arbeitsgruppe?

- Kindergottesdienstleiter/innen
- Jugend-Teamer/innen
- Konfirmandenmitarbeiter/innen, Teamer/innen
- Familiengottesdienst-Mitarbeiter/innen
- Vertreter/inn/en verschiedener (weiterer) Generationen
- Kirchenvorsteher/innen, Presbyter/innen
- Hauptamtliche (Kirchenmusiker/in, Diakon/in, Küster/in, Pfarrer/in).

Voraussetzungen

Leitfrage: Worauf kann der gemeindliche Prozess gründen?

- Bestandsaufnahme vorhandener Gottesdienstvariationen
- Bestandsaufnahme zeitlicher Möglichkeiten in der Konfirmandenzeit

- Personale, zeitliche und räumliche Ressourcen im Blick auf verschiedene Gottesdienstvarianten
- Offene Aufnahme von Vorlieben und Wünschen verschiedener Beteiligter in Bezug auf die ganze Bandbreite der Gottesdienste (auch Vorlieben der Konfirmandinnen und Konfirmanden!)
- Eventuell graphische Darstellung verschiedener Interessen, Prioritäten und Ideale
- Eventuell Kontrastierung von Realität und Ideal.

Entscheidungen

Leitfrage: Welcher Schwerpunkt soll angesichts der Situation vor Ort und der verschiedenen Interessen gesetzt werden?

- Gegenüberstellung möglicher Schwerpunkte zum Beispiel anhand dieser Orientierungshilfe und der Graphik
- Abwägung der konkreten Vor- und Nachteile der verschiedenen Schwerpunkte angesichts der Situation vor Ort (nicht mehr allgemein)
- Entscheidungsfindung im Blick auf Ressourcen und einen möglichst breiten Konsens
- Offenlegung dessen, was dann nicht möglich ist, sowie der realistischen Chancen für die zukünftige Arbeit.

Konkretionen

Leitfrage: Welche Auswirkungen sollte die Entscheidung auf die Praxis von Konfirmandenzeit und Gottesdienst haben?

- Welche Konsequenzen sind für (a) Inhalte und (b) Form von Konfirmandenarbeit zu ziehen?
- Welche Konsequenzen sind für (a) Inhalte und (b) Form von unterschiedlichen Gottesdiensten zu ziehen?
- Sollten neue Rahmen in Bezug auf Zeiten und Orte abgesteckt werden? (a) Für die Konfirmandenarbeit, (b) für die Gottesdienste?
- Was bedeutet dies für die Hauptamtlichen inhaltlich? Was bedeutet es formal? Was eventuell zeitlich? Und wie können sie gegebenenfalls entlastet werden?

- Was bedeutet dies für die ehrenamtlichen Mitarbeitenden inhaltlich? Was bedeutet es formal? Was eventuell zeitlich? Und wie können sie gegebenenfalls entlastet werden?
- Was bedeutet die Schwerpunktsetzung für Kasualien und ihre Praxis? Wer leitet hier Veränderungen ein?
- Was bedeutet dies für die Gottesdienste mit offenen Formen? Wer ist hier zuständig?
- Was bedeutet dies für die wöchentlichen Sonntags- oder Wochenendgottesdienste? Wer ist verantwortlich?

Aufgaben

Leitfrage: Wie können weitere Kreise in den Prozess um Konfirmanden, Konfirmandinnen und Gottesdienst einbezogen werden?

- Was kann in welcher Reihenfolge wie und wann begonnen werden?
- Wie wird eine weitere Öffentlichkeit informiert? Wer übernimmt die Aufgabe?
- Wie werden auch widerstrebende Kräfte »gewonnen«?
- In welchen Etappen sind Rückmeldungen und kontinuierliches Weiterarbeiten an diesem Themenfeld für eine fortschreitende Entwicklung der Gemeinde sinnvoll? Wer koordiniert diesen Prozess?

**Mitglieder des Ausschusses
Konfirmandengerechte Gottesdienstgestaltung**

Christiane Berthold-Scholz

Christian Binder (Geschäftsführung)

Thomas Böhme

Adel David

Carsten Haeske

Christian Meier

Prof. Dr. Karlo Meyer

Claudia Rudolff

Andrea Wauer-Höflich

Prof. Dr. Marcell Saß (Vorsitz)

Dr. Hans-Günther Waubke